

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 11 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

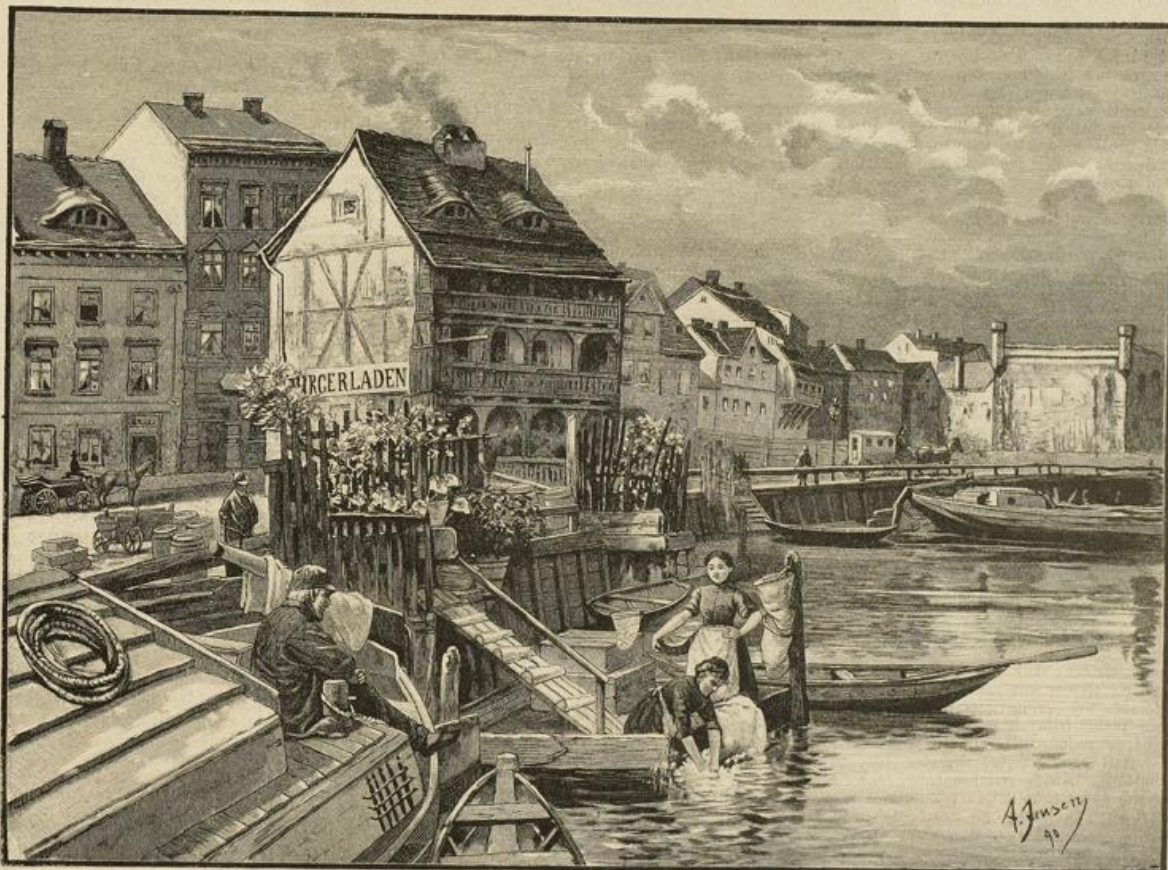
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Marie Bernhard.

(9. Fortsetzung.)

Jetzt brauste es auf unter den Händen Delmonts, machtvoll, gewaltig, dieselbe herrliche Bachsche Fuge, die Conventius' Antrittspredigt in der Kirche zu St. Lukas eingeleitet hatte. Und Conventius erinnerte sich dessen — alle drei erinnerten sich.

Majestätisch rollte sich das großartige Tongemälde vor ihnen auf, und wieder sah sich Annie Gerold halb hinter dem riesigen Pfeiler verborgen an Delmonts Seite und ließ diese wunderbaren Harmonien die Begleitung zu den auf- und abwogenden Stimmen



Der letzte Berliner Pfahlbau.
Zeichnung von Arthur Jensen.

in ihrer aufgeregten Seele werden. Conventius betrachtete sie halb angstvoll, halb bewundernd. Was war es nur, das ihm so abnungsvoll das Herz bewegte? War's nur die Furcht, dies liebreizende Geschöpf, dessen Zauber ihn beim ersten Sehen schon umstrickt gehalten hatte, könnte sich nicht ihm, sondern dem Mann mit dem dunkeln, fesselnden, ausdrucksvollen Gesicht, der dort am Klavier saß, zuwenden, oder konnte es eine andere unerklärliche Bangigkeit sein, die ihn faßte?

Die Fuge war zu Ende, und der Spieler stand auf — mit ihm zugleich die beiden anderen Herren — wenn man denn ging, mußte es zusammen sein.

Thekla erwiderte die Abschiedsworte und Verbeugungen der Besucher mit einem kaum hörbaren Geflüster, ihre Kraft war erschöpft. Annes reizende Hand wurde zweimal sehr ausdrucksvoll gefaßt, er, der sie am meisten bewunderte, am heftigsten erstrebte, rührte sie nicht an . . . mit einer tiefen Verneigung trat er zurück.

Als die beiden Schwestern allein waren, drückte Annie nur zweimal auf den elektrischen Klingelzug, um Agathe herbeizurufen, damit sie Thekla beistände. Sie selbst war unfähig, nur eine Silbe zu sprechen, die Thränen benahmen ihr den Athem. In ihrem reizenden Mädchenstübchen mit den hellen Möbeln, den lustigen, blumendurchwirkten Vorhängen und Teppichen brannte bereits eine Lampe, deren Licht durch einen rothen Schleier hindurch einen sanften rosensfarbenen Schein verbreitete. Der kleine Kanarienvogel schlief schon, sein Köpfchen unter den Flügeln geborgen, er saß wie eine Federkugel auf seinem Stäbchen; vom Fenster her wehte fast betäubend der Duft der zahlreichen Frühlingsblumen, von einer zur Seite gerückten Staffelei sahen Richard Gerolds Augen, ernste Augen der Tochter entgegen.

Sie hielt sich an der Platte eines kleinen Marmortischchens fest, abgewandt vom Lampenlicht, als thäte selbst die zarte Rosenfarbe ihrem Blick weh, — das Köpfchen war tief herabgesunken, und rasch und dicht fielen nun die so lange zurückgedrängten Thränen nieder. Sie hatte sich so redlich „ihren Tag verdient“, sie war ganz erwartungsvolles Glück gewesen — vorüber! Zwei Zeilen eines Gedichtes von Chamisso wollten ihr nicht aus dem Sinn, die sagte ihr trauriges, enttäuschtes Herz ihr unaufhörlich vor:

„Nun ist der Tag verloren,
Auf den ich mich gestreut!“

9.

Keinen freundlicheren, willfährigeren Gesellen giebt's oft auf der weiten Welt als den Zufall. Er führt Leute zusammen, die, sonst durch Tausende von Meilen voneinander getrennt, heute, gerade heute in dieser Stadt, an diesem Ort weilen und sonst vergeblich alles aufgeboten hätten, um einander zu sprechen; er verhindert Böses und bringt Verbrechen ans Tageslicht, deren Enthüllung scharfsinnige Juristen schon aufgegeben hatten, er führt liebende Herzen zusammen, entfernt unwillkommene Zeugen, räumt mit leichter, kluger Hand Hindernisse hinweg, schlägt aller Berechnung ein Schnippchen und führt seine Lieblinge leicht und glatt dem ersehnten Ziel entgegen. Es giebt Leute, denen er sich jederzeit dienstbar macht, die auf ihn bauen wie auf den zuverlässigsten Freund: „Es wird schon irgendwie gut werden, irgend etwas wird uns schon helfen!“ — und siehe da! der brave Helfer ließ sie auch wirklich nie im Stich.

Aber der Zufall hat einen Zwillingenbruder, der ihm ähnlich sieht und doch zugleich so verschieden von ihm ist wie nur möglich. Ein schadenfroher, heimtückischer Gesell ist's, der seine Freunde daran hat, die Menschen ganz dicht bis an das heißersehnte Ziel zu locken, um ihnen dann mit höhnischem Lachen den Rücken zu drehen. Gleich seinem Bruder wirtschaftet auch er nur mit ganz kleinen Mitteln: ein Zuspätkommen — ein Blick durch eine Glasthür — ein rasch aufgefangenes Wort — eine kaum nennenswerthe Verzögerung — ein vergessenes Taschentuch — ein Ring — ein verlorenes Armband — eine Blume . . . aber solch winzige, unscheinbare Säckelchen haben schon Ehen gelöst und Hofintrigen herbeigeführt, Zeitungskriege entseffelt und Scandalprozesse heraufbeschworen, und hinter all' dem angerichteten Unheil steht mit bösem, spöttischem Gelichter der schlimme Zufall und triumphiert. Er trennt liebende Herzen und richtet es so ein, daß sie sich nie mehr

wiederfinden oder doch nur dann, wenn sich ihnen ums Leben seine Gelegenheit zur Annäherung bietet — er kreuzt die Gedanken der Menschen und veranlaßt es, daß der Herr des Hauses beim Mahle eine Dame durch die ganze Breite des Tisches von einem Herrn trennt, dem diese gute Gelegenheit höchst wahrscheinlich die Zunge gelöst hätte, er richtet Verwirrung im Gehirn des Bedienten an und läßt ihn eine Einladung, von der vielleicht das Glück einiger Menschen abhing, um einen Tag zu spät anbringen er macht, daß Leute, die einander wichtige Dinge in unaufrichtbarer Eile zu sagen haben, sich gegenseitig nie zu Hause finden, und führt ihnen unliebsame Persönlichkeiten gerade da zu, wo sie dieselben am wenigsten brauchen können. Und wenn dann die Menschen weinen und fluchen und toben oder seufzen und traurig sind, dann hat der Bösewicht recht sein Fest an ihrem Kummer!

Solch' einem bösen Zufall glaubte sich Annie Gerold, bisher ein Schoßkind des Glückes und von dem guten Zwillingenbruder gehörig verzogen, nun rettungslos verfallen! Wenn sie sich auch sagte, Delmonts Neigung zu ihr — sie wagte kaum mehr, das Wort „Liebe“ zu denken! — werde durch ein ärgerliches Zusammentreffen nicht augenblicklich den Todesstoß erhalten . . . wer weiß, was ihm angeichts Reginalds von Conventius für Gedanken, für neue Gesichtspunkte gekommen waren! Der Rittmeister zählte für Annie nicht mit, er wäre sehr empört gewesen, wenn er dies gewußt hätte, aber die Thatsache war da. Das junge Mädchen sah ihn nur als einen unbehaglichen Störenfried an, der eine an sich schon unbehagliche Lage noch unbehaglicher gemacht hatte. Aber Reginald! Er, so schön, so begabt, so gut gestellt! Und über seine Absichten konnte man kaum in Zweifel sein, Annie war es feinen Augenblick seit seinem letzten Besuch gewesen, und Delmont mußte es ebenso ergehen. Delmont hatte noch kein bindendes Wort zu ihr gesprochen, nur seine Augen hatten eine deutliche Sprache geführt — nun, das bewies noch nichts, das legte nicht die leiseste Verpflichtung auf! Er konnte denken, Reginald sei der bevorzugte Bewerber; leicht empfindlich, reizbar, mißtrauisch wie er war, konnte er stillschweigend zurücktreten und jenem das Feld räumen, ohne nur noch einen Versuch zu seinen eigenen Gunsten zu machen. Seinem leidenschaftlichen, stolzen Wesen hätte das ganz ähnlich gesehen.

Eben weil Annie Gerold ein Glückskind war, traf sie diese Enttäuschung besonders hart. Es handelte sich um ihr Lebensglück, und dies schien ihr jetzt vernichtet. Mit aller Leidenschaft ihrer jungen, reichen Seele hatte sie diesen Mann geliebt, ihn für sich ersehnt, mit derselben Leidenschaftlichkeit hielt sie ihn jetzt für sich verloren. Sie hatte in der Nacht schlecht geschlafen und viel geweint, und sie fühlte sich wenig entlastet von ihrem Kummer. Die köstliche Frühlingssonne, die in ihr Zimmer hereinkundete, er schien ihr wie ein Hohn, das geschäftige Treiben auf den Straßen kam ihr unerquicklich und zwecklos vor. Ganz in aller Frühe schon schickte Frau Hedwig Wenland zu ihr: es sei ein so wunderbarer Frühlingsstag, ob sie nicht um halb zwölf Uhr in Heinrichs Lust mit einander zusammentreffen und dort ein paar Stunden verbleiben wollten; der Park sei um diese Jahreszeit zauberhaft.

Meinetwegen! Annie war es ganz gleichgültig, wo sie sich befand und was sie trieb! Ihren Gedanken konnte sie doch nicht ungestört nachhängen, sicher würde Besuch kommen oder sie sollte Thekla vorlesen . . . da war es am Ende noch besser, mit der stets liebenswürdigen, feinfühlenden Hedwig zusammen zu sein und sich zum lebhaften Geplauder zu veranlassen. Man sagte dann ab und zu „ja — nein — nicht möglich — gewiß —“ und damit war es abgethan. In ihrem ungestümen Herzenskummer machte sich's Annie nicht klar, daß solche Antworten bei ihr bisher zu den Unmöglichkeiten gehört hatten und deshalb einer klugen Frau viel zu denken geben würden.

Agathe kam dienstfertig herein. „Was wünscht mein Vögelchen anzuziehen? Hier — nicht wahr — das lichtblaue Kleid und den großen gleichfarbigen Hut mit der langen, weißen Straußenfeder? Heut ist ja der erste Mai und ein Wetter wie mitten im Juni, fünfzehn Grad schon jetzt, wie wird das erst gegen Mittag werden? Schade, daß in Heinrichslust vormittags nicht so viele Menschen sind, die Hauptmasse kommt da erst nachmittags heraus, ebenso die schönen Waagen. Jetzt noch den weißseidenen Shawl über den Arm! Alles weiß und blau — es muß doch schön stimmen, nicht wahr, mein Töchterchen?“

Meinetwegen — alles weiß und blau! Es war Annie alles einerlei; was fragte sie danach!

„Hör einmal, Herzgenkind, der Lamprecht murmelte da so etwas davon, Du wolltest Deine Blumen wegschicken. Ich habe wohl nicht recht verstanden!“

„Doch! Er soll sie alle im Lauf des Vormittags zu Herrn Pfarrer von Conventius hinschaffen lassen, hier ist die Adresse.“

„Alle Deine Blumen?“

„Alle meine Blumen, ja!“

„Zu dem schönen blonden, der gestern hier war? Schickt sich denn das auch, Vögelchen? Die Herren haben doch sonst Dir Blumen geschenkt!“

„Du kannst beruhigt sein. Die Blumen sind nicht für ihn, sondern für einen Gefangenen, der zum Tode verurtheilt ist!“

„Zum Tode! Ach Du mein Gott!“ Agathe war der Schreck in die Glieder gefahren, sie mußte sich setzen. „Was Du aber auch für ein Herz hast! Wie von lauterem Gold, sogar Mörder und Räuber mußt Du noch erfreuen! Ja, ja, der Mann, der mein Vögelchen mal bekommt, der kann lachen! Und es sieht in dem Kleid und dem Hut zum Verliebten schön aus!“

Es war richtig, Agathe hatte nicht übertrieben, Annies Spiegel sagte dasselbe. Sie hatte sich sonst ehrlich und unbefangenen dessen gefreut, heute ließ es sie kalt — für wen sollte sie schön sein?

Aber der freundliche, lustige Zufall, der, welcher es gut mit den Menschen meint, nahm sich Annie Gerolds an und wollte seinem Liebling das vergüten, was der schlimme andere Bruder gestern an ihm gesündigt hatte. Er gab Annie den Gedanken ein, sie müsse Lamprecht doch noch selbst Bescheid wegen der Blumen sagen, da Agathe zuweilen etwas vergeßlich war; und so kam es, daß sie, um zum Treibhaus zu gelangen, in welchem der Alte jetzt herumhantierte, ihren Weg durch den Garten nahm und, nachdem sie ihren Auftrag erteilt hatte, durch eine Hinterpforte eben dieses Gartens eine kleine, stille Seitenstraße gewann, auf welche besagtes Pfortchen mündete. Sie kam hier, wenn auch auf einem ganz anderen Wege, ebenfougt zur Pferdebahn, die sie nach Heinrichslust bringen sollte; sie konnte aber nicht wissen, daß unterdessen ein Bote von Frau Hedwig Weyland durch die Hauptstraße auf ihr Haus zuwarte, um ihr zu sagen, das Zusammentreffen sei leider im letzten Augenblick vereitelt worden, da Frau Weyland unerwartet answärigen Besuch bekommen habe. Der Bote erfuhr, das Fräulein sei schon fort, Annie aber setzte sich ahnungslos in die Pferdebahn und fuhr ihrem Schicksal entgegen.

Heinrichslust war ein reizendes Rokoko-Schloßchen, von einem großen Park umgeben, ehemaliger Besitz eines Prinzen, dessen Namen es trug und der viel zur Ausschmückung des Schlosses und Erweiterung wie Verschönerung des Parks gethan hatte. Seine Nachkommen hatten aus Mangel an Geld Schloß und Park an die Väter der Stadt abgetreten, die dafür einen hübschen Kaufschilling hergaben, weil es der stark bevölkerten Stadt lange schon an einem geräumigen Platz für ihre Spaziergänge und Vergnügungspartien gemangelt hatte. Seit vielen Jahren bildete nun Heinrichslust das beliebteste Ziel der Bewohner von F. Eifrige Fußgänger wanderten dorthin, schöne Equipagen brachten die wohlhabende Bevölkerung heraus, die Pferdebahn that das übrige; man fuhr vom Wasserthor eine knappe halbe Stunde, dann erblickte man die an einen mäßigen Hügel gelehnten schönen Parkanlagen, den Fluß, der sich in allerlei anmuthigen Windungen unter Brücken von Balkenwerk, Stein oder ungeschälten Birkenästen hervorschlangelte, einmal sich sogar dazu verstand, einen Wasserfall in einer Felsgrotte darzustellen, was sich abends bei bengalischem Feuer sehr malerisch ausnahm — und endlich auch das Rokoko-Schloß. Ein freibauer Restaurateur hatte darin eine altdeutsche Wirthschaft eingerichtet, um welche herum er eine Menge von gußeisernen Gartenmöbeln gruppiert hatte.

Die Pferdebahn war dicht besetzt, aber bei Annies Erscheinen sprangen ein paar höfliche Herren auf, um ihren Platz anzubieten, für welche Liebenswürdigkeit sie sich durch unausgesprochenes neugieriges Anstarren der schönen jungen Dame zu entschädigen suchten. Sonst wäre dies Annie lässig gefallen — heute achtete sie nicht darauf. Nur als eine Thurmuhre in der Nähe einer Haltestelle elf Uhr schlug, zog sie ihr Taschenuhrchen und überzeugte sich, daß sie zu ihrem Stelldehnen entschieden zu früh kommen würde. Nun gut, dann suchte sie ihre Lieblingsplätze auf und ging

erst um halb zwölf Uhr an die ihr von Hedwig bezeichnete Stelle. In ihrer Ungeduld, von Hause fortzukommen, Theklas fragenden Augen aus dem Wege zu gehen, hatte sie sich zu zeitig aufgemacht.

Wie die Pferdebahn jetzt Halt machte, sprang Annie eilfertig hinaus und bog von dem übrigen Schwarm ab, der unverweilt den breiten, sanft aufsteigenden Pfad zum Schloßchen und zum Restaurationsgarten verfolgte. Das junge Mädchen kannte jeden Schleichweg, jedes Gäßchen des weitläufigen Parks; ihr Vater hatte ihn sehr geliebt und war oft mit ihr herausgefahren, um Arm in Arm mit dem Liebling, abseits von den beliebten Wegen, die grüne Wildniß mit ihm zu durchstreifen. Was war da alles zur Sprache gekommen! Für alles hatte der Vater Interesse gehabt, sein Vögelchen konnte ihm vorzuzischern, was es nur wollte: von seinen neuen, hübschen Kleidern, den Aufgaben zu den Stunden, den Freundinnen, den Büchern — kraus durcheinander sprudelte es von den jungen Lippen, und nie gab es ein Zweifel, ein Stocken . . . es war ja so einfach! Der Vater war ihr liebster, bester Freund, er liebte sie mehr als alles auf der Welt, wie hätte ihr Kinderherz nicht vor ihm liegen sollen wie ein offenes Buch?

Würde es auch heute so vor ihm liegen, wenn er neben ihr wäre? Ach, es war eben kein Kinderherz mehr! Nie gefamte Schauer, ahnungsvolle Träume durchbebten es, und es sehnte sich, sehnte sich grenzenlos nach dem Einen, der verstanden hatte, es zu wecken, der aus dem harmlosen Mädchen ein liebendes Weib gemacht hatte!

Am Saume des äußeren Parks entlang führte ein schmaler, fester Weg; den ging Annie, bis sie an einen Graben kam, der halb mit vorjährigem Laub angefüllt war. Eine kleine, etwas baufällige Brücke führte hinüber und geradezu auf eine verquollene Lattenthor zu, die Annies Hände mit einiger Mühe öffneten. Dafür war sie jetzt auch allein, ganz allein in einem der abgelegenen, unbekanntesten Theile des Parks. Hier gab es keine Aussichtspunkte, keine Tempel und Vorkenhäuschen, aber darum war es der einsam Wandelnden auch wahrlich nicht zu thun. Junge Birken standen am Wegeande und schwenkten, von der lindenden Maikluft bewegt, saßt ihr lustiges, grünes Fähnlein, weiter hinein standen erste Gruppen kräftiger Buchen und Ulmen beisammen, und zu ihren Füßen breitete sich's blüthenweiß aus, die Windröschen waren es, die lieblichen Anemonen, zu hundert und aberhundert wachgeküßt vom Maiensonnenstrahl; ganz strahlend frisch und fleckenlos lächelten sie zum blauen Himmel empor, manche noch halb zusammengerollt, langsam ein Blättchen nach dem andern aus der Knospenhülle lösend! Weiter blühte hier noch nichts, im tiefsten Schatten standen die grünen Blatthäusen der Maiglöckchen, aber ihre Blüthen waren noch winzig klein und hell grün, die hatten ihre sproden Neuglein noch nicht aufgeschlagen. Die Luft jedoch war von einem würzigen Hauch durchzogen, von dem frischen, herben Duft, wie das junge Laub ihn spendet, das, vom Nachthau gekühlt, von der Sonne durchwärmt, dem Menschen die alte, ewig neue Kunde vom Frühling ins Herz hineinschmeichelt, der alle Wunden zu heilen, alle Schmerzen zu lindern verspricht.

Annie bückt sich, pflückt eine Handvoll Anemonen und steckt sie sich an die Brust. Ach, wie wohl ihr die Einsamkeit thut inmitten der aufsprossenden Natur! Wenn doch Hedwig, die gute, prächtige Hedwig, heute lieber nicht käme, wenn sie doch allein bleiben könnte!

Aber nein, das kann sie nicht! In die sie umgebende tiefe Stille fällt ein Geräusch, wie wenn etwas in leichtem Trab auf der weichen Erde näherkommt — ein kurzes Schnaufen, da biegt er um die nächste Baumgruppe, der fluge, schöne Neufundländer; er bleibt stehen, legt den Kopf ein wenig zur Seite und wedelt mit dem buschigen Schweif, als wollte er sagen: ich weiß, wer Du bist — aber warten wir lieber doch ab!

„Ego!“ Mit verlagenden Anieen, mit stockendem Herzschlag stößt Annie das Wort heraus. Es ist doch nicht möglich, gerade heute, gerade hier! Haben ihre unablässigen Gedanken, hat ihr heftigstegequältes Herz ihn, der jetzt langsam auf sie zuschreitet, ihr entgegengeführt?

Noch sieht er sie nicht; seinen breitrandigen Hut in die Stirn gerückt, kommt er tief in Gedanken daher und sucht erst, als er den Hund mitten im Wege stehen findet.

Dann aber . . .

Er vergißt es, als höflicher Mann seinen Hut vor der Dame zu ziehen. Ungestimmt eilt er auf sie zu, faßt ihre Hände beide, sieht ihr prüfend in die Augen und nennt leise ihren Namen: „Annie!“

In ihr ist nichts mehr von Schreck und von Aufregung.

Er ist bei ihr, er hält ihre Hände fest in den seinen, er sieht sie unverwandt an, sie sind beide allein in der schönen, wohnigen Maienwelt . . . es sollte so sein!

Jetzt bejähnt sich Delmont, läßt ihre Hände sinken, zieht den Hut. „Sie müssen mir verzeihen, ich bin zu glücklich, Sie zu sehen, wie ein holdes Wunder hier erscheinen zu sehen! Ich habe eine böse Nacht gehabt!“

„Ich auch!“ fällt sie ein, als spräche sie etwas Selbstverständliches. Seine Augen leuchten auf.

„Sie auch? Sehen Sie, Annie, ich hatte Angst, ich wußte es ja, konnte es denken, daß Sie zahlreiche Bewerber finden würden, aber ein so seltener Mann wie Conventius —“

„Ja, er ist ein seltener Mann!“ Sie giebt das zu mit strahlendem Blick und sieht hoch aufgerichtet da und sieht ihm in die Augen, ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Ich hatte mir eingebildet, damals schon in der Kirche, als wir zwei allein waren unter den vielen, hätten Sie mich verstanden, und neulich in der Gemäldeausstellung gleichfalls, obgleich ich dort nicht sprach, nicht sprechen konnte! Ich hatte gehofft, Sie verstünden mich ohne weitere Worte, als ich Ihnen zuletzt sagte, ich würde kommen.“

„Sie hatten ein Recht, das zu denken!“

„Aber als ich nun kam und Sie nicht allein fand, da kam der Zweifel, die Angst, das Mißtrauen. Ich mag nichts beschönigen, nichts verbergen, Sie sollen mich sehen, wie ich bin! Keine weiche, lebenswürdige Natur, nein! Voll Selbstbewußtsein und Troß und nagender Eiferucht! Ich habe meine Hand nicht ausstrecken wollen nach Ihnen, habe mir versagt, wonach meine Seele hungerte, denn ich hatte einen ersten schwerwiegenden Grund dafür! Es half mir nichts! Alles, was ich in meinem düsteren Leben entbehrt habe an Jugend, an Glück, an Sonnenschein, das steht verlockend vor mir und zieht mich hinüber — Annie — mein Herz, mein Entzücken!“

Er hatte mit bebenden, verlangenden Händen sein Glück an sich gerissen und hielt es nun fest an seinem wildhämmernden Herzen. Mit demselben strahlenden, zuversichtlichen Blick sah

Annie auch jetzt noch zu ihm empor, bis er sich neigte und die wunderschönen Augen küßte, damit sie es nicht sehen sollten, wie er mit den Thränen kämpfte.

Es blieb lange still. Wankende Goldlichter irrten über die beiden hin durch die kleinen grünen Blätter, über welche der Wind hintrieb. Noch erzeugte er nicht das majestätische Brausen, das wie Meeresbranden in den voll belaubten Wipfeln klingt. Ein heimlicher Klüfterton war's nur, wie wenn die Natur es noch nicht wagt, laut zu reden, gleich den beiden Herzen, die auch noch kein Wort fanden für ihr großes Glück.

Unter ein paar knorrigen, noch spärlich belaubten Eichen stand eine niedrige Steinbank. Zu der führte Delmont seine junge Braut, aber er nahm nicht Platz an ihrer Seite. Ihr zu Füßen kniete er nieder ins weiche Moos und legte ihre weiche Hand auf seine Stirn, über seine Augen, preßte sie an seine heißen Lippen. Eine seltsame Demuth war über den stolzen, eigenwilligen Mann gekommen, es war, als überwältigte ihn sein Glück, und als Annie schüchtern zu reden begann, hörte er ihr stumm zu; und endlich sagte er mit einer von innerer Bewegung gänzlich umflorten Stimme:

„Du mußt verzeihen, ich kann noch nichts ordnen, nichts denken. Ich — und Glück! Ich hab' mir's versagen wollen, versagen müssen — nun hab' ich mir selbst mein Wort gebrochen, bin treulos geworden gegen mein eigenes Ich! Es ist alles in mir aus den Fugen — wer immer im Dunkeln war . . . wie soll den die Sonne nicht blenden? Laß mich hier still so liegen; wie soll ich Dir sagen, wie es mir ums Herz ist? Ein anderer soll für mich sprechen, ein Dichter! Vielleicht kennst Du es, was Rückert zum Schluß seines ‚Liebesfrühlings‘ sagt!“

Er legte sein Haupt auf ihre Kniee und schloß die Augen, während er sprach:

„Mir ist, nun ich dich habe,
Als müßt' ich sterben.
Was könnt' ich, das mich labe,
Noch sonst erwerben?
Mir ist, nun ich dich habe,
Ich sei gestorben.
Mir ist zum stillen Grabe
Dein Herz erworben.“

Seine Stimme war tonlos geworden bei den letzten Worten — nun schwiegen sie beide, und um sie her war geheimnißvolles Frühlingswehen!

(Fortsetzung folgt.)

— Alle Seelen. —

(Zu dem nebenstehenden Bilde.)

Willst du der Erde tiefstes Leid
Hin zu den stillen Gräbern tragen,
O, gehe nicht zur Frühlingszeit,
Geh in des Herbstes späten Tagen.

Geh, wenn die letzte Blume stirbt
Am Todeshauch der rauhen Lüfte,
Geh, wenn das letzte Blatt verdirbt,
Das kosennd noch umschlang die Gräfte!

Geh, wenn die Trauerweiden kah!
Die letzten froh'gen Thränen weinen
Und ihre Blätter silberfahl
Sich kränkeln auf den Leichensteinen!

So steht der Mensch, an Hoffnung leer
Wie sie, gebeugt, den Blick nach unten,
Das Aug' hat keine Thräne mehr,
Das Herz hat keinen Trost gefunden.

Aus ist das Spiel, kein Miston dringt
Hinab bis zu des Müden Stätte,
Der letzte Erdenlaut verklingt —
Ja, wer's schon überstanden hätte!

Dr. H. Ebersberger.

Der Kiefernprozeßionsspinner.

Von Dr. G. Bickerow.

Wie den großen Thieren manch wichtige Waffe zum Schutze gegen ihre Feinde verliehen ist, so führen auch die kleinen, kaum bemerkbaren Geschöpfe Vertheidigungsmittel, deren Wirkungsweise dem Menschen nur zu oft seine Ohnmacht aufs deutlichste vor Augen führt. Wer kennt sie nicht, die zahllosen Quälgeister der Sommerzeit, die Mäden, Schnaken, Bremsen u., die uns so oft mit ihrem peinigen Stachel den Genuß des Tages und die Erholung der Nacht verkümmern. Oder erregt uns nicht z. B. bei dem Genuße frischen Quellwassers die ganze Schar der kleinen und kleinften Lebewesen in demselben eine geheime Besorgniß? So haben auch schon seit vielen Jahren die Brennhaare des Eichenprozeßionsspinners den Aufenthalt in Deutschlands Wäldern den Besuchern derselben verleidet, und neuerdings ist ein ver-

wandter Plagegeist auch auf den Nadelbäumen wiederholt beobachtet worden. In dem ganzen nordöstlichen Theile unseres Vaterlandes, von der Elbe bis zur Memel, treibt, wenn auch meist vereinzelt und auf kleine Kreise beschränkt, der Kiefernprozeßionsspinner sein unheimliches Wesen und verzagt nicht nur Menschen, sondern auch Thiere aus dem von ihm besetzten Gebiete, indem alles, was in seine Nähe kommt, von einem peinlichen Jucken der Haut befallen wird. Die Aufmerksamkeit der Forstbeamten wurde bisher von diesem Spinner durch das gleichzeitige, viel zahlreichere Vorkommen eines den Kiefernwäldern bedeutend schädlicheren Insekts, nämlich der Nonne, über deren Verheerungen wir jüngst des weiteren berichtet haben, abgelenkt. Da aber die Raupen des Kiefernprozeßionsspinners

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



M. Ebersberger

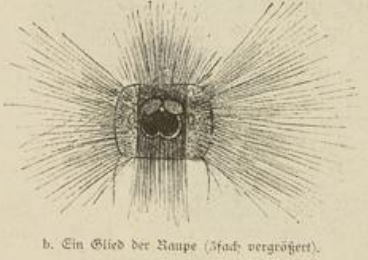
Allerseecken.
Zeichnung von M. Ebersberger.

die zweijährigen Triebe der Kiefern bis auf die Nadelstadien abtressen und jede andere Nahrung verschmähen, so dürfte auch ihr forstlicher Schaden nicht unbedeutend genannt werden. Besonders lästig wird das Auftreten dieses Insekts an der Ostseeküste, welche gerade während der Wanderzeit der Raupe von vielen erholungsuchenden Badegästen als Reiseziel ausgewählt wird.



a. Die Raupe (nat. Größe).

Wie ihre Verwandten in den Eichenwäldern ziehen die dichtbehaarten Raupe des Kiefernprozessionsspinners in langsamem Gänsemarsch, 60 bis 100 Stück in einem Faden, selten und dann erst von der Mitte der ganzen Prozession an in doppelten und dreifachen Reihen, auf dem Erdboden dahin. Dabei strecken sie bald rechts, bald links hinter dem Vordermann den schwarzen, kurz und wenig behaarten Kopf hervor, als wenn sie anschauen wollten, ob denn die vordersten noch nicht am Ziele wären. Hebt man behufs näherer Betrachtung eine Raupe mittels eines Stöckchens vorsichtig aus dem Zuge heraus, so schliefst sich derselbe in kürzester Zeit und setzt seine Wanderung unbekümmert um die Störung fort.



b. Ein Glied der Raupe (10fach vergrößert).

Die aufgenommene Raupe (a) hat, bevor sie ihre Vollwüchsigkeit erreichte, mehrere Häutungen durchgemacht, aber trotzdem, abgesehen von der ersten derselben, ihr Kleid sehr wenig verändert. Früher, als kleines, dem Ei eben entschlüpftes Käupchen von 3 mm Länge, trug sie ein hellmaigrünes, mit regelmäßigen schwarzen Flecken gezeichnetes Kleid, während sie sich jetzt in einem schwarzen Gewande zeigt, das mit mattmoosgrünen Punkten dicht besät ist. Diese lassen für das Hervortreten der Grundfarbe nur einen mittleren Längsstreifen auf dem Rücken frei, welcher wieder mit größeren und kleineren rothen Warzen in der Weise zum Theil bedeckt ist, daß roth umranderte, schwarze Kreisflecke die Längslinie kennzeichnen. Diese schwarzen, sogenannten „Spiegelreflektoren“ sind mit unendlich vielen, äußerst kleinen Härchen sammetartig bewachsen. Aus den rothen Warzen entspringen nach vorn und nach hinten gerichtete rothe Haare; die Seiten des Körpers schützen lange, weiße Haare, welche den Querdurchmesser der Raupe um das Doppelte übertreffen (b). Alle diese Haare (c) besitzen zahllose, nach der Spitze gerichtete Widerhäkchen, welche an Gestalt den Dornen der Rose sehr ähnlich sind.

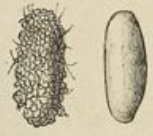


c. Theil eines Haares (80fach vergrößert).

Gemeinschaftlich ist ihnen ferner ein feiner, hohler Kanal, der sie von der Spitze bis zur Anheftungsstelle durchzieht. Die rothen und die weißen Haare, nicht die Spiegelhaare, steden, wie Keller gezeigt hat,* in der Haut mittels einer dicken, braunen Hülse, an deren unterem Rande sie befestigt sind. Unter der Oeffnung des Haares liegt eine birnförmige Drüse, welche eine stark ätzende Flüssigkeit, Ameisensäure, aussondert, um das hohle Haar damit zu füllen. Die ausgewachsene Raupe, welche 5 cm lang wird, besitzt mehr als 5000 solcher „Giftdrüsen“. Da die feinen Härchen wie gesagt nach oben gerichtete Häkchen tragen, so werden sie bei jeder Berührung mit anderen Gegenständen sogleich in die Drüse hineingestoßen und mit Gift gefüllt. Verliert nun die Raupe einzelne Haare — und diese brechen sehr leicht an ihrem Grunde ab — so bleibt das Gift in denselben, weil es durch den Luftdruck am Ausfließen aus dem engen Kanal verhindert wird. Hat später ein solches Härchen Gelegenheit, mit dem Schweiß einer menschlichen oder thierischen Hautpore in Berührung zu kommen, so löst derselbe das an der Oeffnung des Härchens in-

zwischen eingetrocknete Gift auf, und dieses bewirkt nachströmend die Entzündung.

Daß diese Haare so unendlich zahlreich umherfliegen können, hat mehrfache Gründe. Zunächst beliebt es der Raupe keineswegs wie den meisten andern, nach vollbrachter Häutung den abgeworfenen Balg zu verzehren, sondern alle Raupe eines Zuges lassen ihre abgestreiftten Häute, mit wenigen einzelnen Gefirnisfäden verbunden in den Astscheln, wo die Häutung gewöhnlich vollzogen wird hängen und übergeben sie Wind und Wetter als Spielball. Bis weilen versammeln sich auch die Raupe behufs der Häutung am Stamme der Kiefern, sowohl in Mannshöhe, als auch am Grunde desselben. Sie überspinnen dann ihr Lager mit einem etwa 50 cm im Geviert fassenden, weißen und undurchsichtigen Schleier, der an Glanz und Zähigkeit gutem Seidenpapier gleichkommt. Ist die Häutung beendet, so fressen sich die Raupe erhebliche Löcher durch den Schleier und suchen unter Zurücklassung der alten Häute neue Nahrung. Da die Haare wie hervorgehoben leicht abbrechen, gehen sie dem Thiere bei dem Umherkriechen in großer Zahl verloren und haften vermöge ihrer Widerhäkchen an jedem Gegenstande fest, auf welchen sie aufstreffen. Endlich werden vor der Puppung die Haare theilweise zur Bildung des äußeren Cocons (d) benutzt. Da dieser außerdem nur aus lose aneinandergefügteten Sandkörnern besteht, die Puppen aber sehr dicht unter der Erdoberfläche gelagert sind, so kann es nicht verwundern, daß durch Answählen des Sandes die Härchen der Luft ausgesetzt und von ihr weitergetragen werden.



d. Cocons mit und ohne Sandkörnern (nat. Größe).

Daß nicht nur Menschen, sondern auch Thiere von dem Gifte dieser Haare entschieden zu leiden haben, ist wiederholt festgestellt worden. Hunde, welche sich im Walde voll innigen Behagens auf dem Rücken herumgewälzt hatten, geriethen fast in Tollwuth. Wagenpferde, die vor Ungeduld mit dem Vorderfüße gescharrt hatten, wurden durch das Brennen der angelagerten Haare so wild, daß sie dem Durchgehen nahe waren. Es ist ebenso Thatsache, daß die Raupe nicht nur das Wild, sondern auch die Singvögel aus dem von ihnen besetzten Walde verjagen. Bisher konnten nur der Kuckuck und ein Laufkäfer, der Puppenräuber, als siegreiche Gegner unserer Raupe anerkannt werden.



e. Puppe (doppelte Größe).

Um sich vor den gefürchteten Raupehaaren zu schützen, werden in der Angst Vorichtsmaßregeln ergriffen, die fast lächerlich erscheinen. Handschuhe, Kopftücher, Schleier u. dergl. nützen sehr wenig. Dadurch empfehlenswerth dagegen ist das Einreiben der Haut mit Del (Mandelsöl), bevor man den Wald betritt. Das Del hebt die Wirkung des ätzenden Giftes auf, indem es ihm den Eintritt in die Poren der Haut verwehrt und so die schmerzhafteste Entzündung verhindert. Auch wiederholte Waschungen mit in Alkohol oder Wasser aufgelöster Pottasche oder Bestreichen mit angefeuchteter Soda mildern das Jucken der Haut. Das durchgreifendste Mittel ist natürlich die Vernichtung des Insekts in jeder Gestalt. Aber das ist leichter gesagt als gethan. Das Töden der Raupezüge während der Wanderung durch Zertreten ist jedenfalls ganz zweckwidrig und geradezu strafwürdig, da unendlich viele Härchen auf diese Weise dem Staube beigemischt werden. Die Züge müssen vorsichtig zusammengekehrt und in größeren Kisten mit einschließbarem Deckel, nicht in offenen Körben, gesammelt werden. Ebenso sind die Raupeester aufzunehmen, welche, in Astscheln sitzend, mit der Baumschere abgeschnitten werden. Das Theeren der Bäume ist nur von Nutzen für das Einsammeln der Raupe, da es leichter und gefahrloser ist, die an einem unteren Theile des Stammes angesammelten



f. Der männliche Schmetterling (nat. Größe).



g. Der weibliche Schmetterling (nat. Größe).

* Kosmos XIII.

Raupen abzulesen, als dieselben nesterweise mit der Schere aus weiter Höhe herabzuholen. Das Verstampfen der eingekammelten Raupen kann, auch wenn das Vergraben der Thierreste noch so bald erfolgt, nicht angerathen werden, weil dadurch die Zahl der umherliegenden Härchen endlos vermehrt wird. Als einzig richtige Art der Vernichtung empfiehlt sich das Verbrennen, denn dadurch werden nicht nur die Thiere, sondern auch die Haare und das Gift in ihnen endgültig unschädlich gemacht.

Wird mit genügendem Eifer den Raupenzügen nachgestellt, so dürfte wohl kaum einer derselben sein erstrebtes Ziel, eine der Sonne möglichst ausgelegte, kahle, sandige Stelle, erreichen. Gelingt es aber einer Raupenfamilie, einen derartigen Platz ausfindig zu machen, so wählen alle Mitglieder derselben dicht nebeneinander den Sand auf und vertiefen sich 10 bis 15 cm tief in denselben. Hier bildet jedes für sich einen trockenhäutigen, eiförmigen Cocon (d), dessen Außenseite, wie schon gesagt, mit Sandkörnern und einzelnen Haaren bedeckt ist. Diese Cocons haben eine Länge von 22 bis 26 mm und eine Dicke von 6 bis 10 mm.

Sie sind leicht an den bezeichneten Stellen zu finden, wo sie senkrecht nebeneinander aufgestellt sind. Jeder Cocon enthält außer der Puppe (e) den Rest des letzten Raupenkleides, der mit zahlreichen Haaren zu einem dichten Filz zusammengepreßt ist. Das Einsammeln der Puppen ist jedenfalls das gefährlichste Unternehmen, welches behufs Vertilgung des Kiefernprozessionsspinners ausgeführt werden kann. Durch das Ausscharen der Puppen wird eine unbeschreibliche Anzahl von Gifthaaren aufgewirbelt, welche dem

in hockender oder gebückter Stellung Arbeitenden bald das ganze Gesicht entzündet. Andererseits ist diese Arbeit wieder sehr gewinnbringend, da dort, wo eine Puppe gefunden worden ist, sicher deren 60 bis 100 beisammen stehen.

Diejenige Puppe, welche nicht gestört wird, ruht bis zum nächsten Sommer. Dann giebt sie einem Schmetterlinge das Leben, welcher dem Eichen- und auch dem Fichtenprozessionsspinner sehr ähnlich sieht. Das Männchen (f), welches etwas kleiner als das Weibchen (g) ist, hat eine Flügelspannung von 36 mm, letzteres dagegen von 44 mm; der Leib ist 15, bezw. 18 mm lang. Die Vorderflügel des Männchens tragen auf grauem Grunde je zwei Paar unregelmäßige, dunkle Querbänder, welche mit gelblichen Rändern eingefast sind. Die Hinterflügel sind weißlich und haben einen gesleckten und gestrauten Rand. Die Unterseite der Flügel ist heller als die Oberseite. Der Kopf (h) ist mit Büscheln langer, grauer Haare dicht besetzt. Zwischen den Augen und oberhalb derselben trägt der Kopf einen mit drei dicht aneinander gereihten Vertiefungen versehenen harten Fortsatz (i), dessen glänzende, tief schwarze Färbung um so mehr auffällt, als unter einem Kranze kurzer Härchen nach rechts und links je ein Büschel schneeweißer Haare hervortritt. Die Fühler sind doppelt gekämmt, aber nach den Geschlechtern sehr verschieden an Größe und Behaarung. Die Stammzähne beider sind keulenförmig, am Rande behaart und an der Spitze mit je zwei kleinen Borsten versehen. Der weibliche Fühler (k) hat viel kürzere Zähne und feinere Behaarung als der männliche (l).



h. Der Kopf (5fach vergrößert).



d. Vorder- und Seitenansicht des kopfförmigen (2fach vergrößert).



k. Der weibliche Fühler (4. bezw. 10fach vergrößert).



l. Der männliche Fühler (4. bezw. 50fach vergrößert).

Unterhalb der Flügel ist zu ihrer Stütze eine sog. Daftborste (m) eingefügt, deren Gestalt große Aehnlichkeit mit der Feder eines Vogels hat. Im wesentlichen besteht diese Borste aus einem 5 mm langen, schaftartigen Gebilde, von dem nach der einen Seite eine schmale, nach der andern eine viel breitere Haut ausgeht. Der Saum der letzteren trägt an der unteren Hälfte einen kräftiger gebauten Rand als an der oberen. Die Haut zeigt in großer Zahl punktförmige Vertiefungen, aus deren Grunde sehr feine Härchen entspringen. An der Anheftungsstelle ist diese Stützfeder mit vielen einzelnen Borsten umgeben, welche 2 bis 3 mm lang sind.



m. Die Daftborste 15. bezw. 35fach vergrößert.

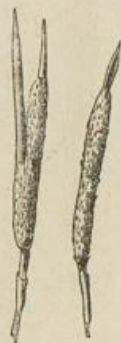
Der Leib beider Schmetterlinge ist rostbraun. Das Männchen trägt am spizen Hinterleibsende ein Büschel einfacher Haare. Das Endglied des weiblichen Hinterleibes erscheint breit und kohlschwarz, mit ganz feinen und kurzen Querstrichen durchzogen. Bei näherer Untersuchung findet man, daß dasselbe aus mehreren Tausend dicht aneinander gepreßter Schuppen (n) besteht, deren allgemeine Gestalt derjenigen der Flügel schuppen (o) vollkommen gleicht, diese aber an Größe ganz bedeutend übertrifft. Die eirunden Hinterleibschuppen haben einen tief schwarzen, schmalen und fein gezähnelten Rand, welchem sich ein breiter, ganz weißer Streifen anschließt. Der mittlere Theil der Schuppen ist nahe an diesem Streifen schwarzbraun und wird nach der Mitte hellbraun, nach den Seiten sogar wasserhell. Am hellbraunen Grunde sitzt ein ebenso gefärbter Nagel. Diese Schuppen haben eine höchst eigenthümliche Verwendung. Wenn das Weibchen die Puppe verläßt, bringt es schon die reifen Eier mit zur Welt und macht sich, sobald es den Gebrauch der Flügel erlernt hat, an die Erfüllung seiner Lebensaufgabe, an das Eierlegen. Da sein Flug schwerfällig ist, können wir es leicht beobachten, und so bemerken wir, daß es an niedrigen Baumzweigen oder an alleinstehenden sog. „Kuffeln“ in Mannshöhe die Eier an ein Nadeln paar eines frischen Triebs ablegt (p). Dabei fängt es an dem unteren Theil der Nadeln an und erklimmt, indem es in dicht gedrängten Bindungen dieselben umklettert, allmählich deren Spitze. Die mohnsamengroßen, kugelförmigen und weißen Eier werden dabei sogleich verdeckt, und zwar mit einem schuppigen, hellbronzefarbenen Leberzuge, der aus jenen oben beschriebenen Hinterleibschuppen kunstvoll gebildet wird. Da aus zahlreichen Beobachtungen hervorgeht, daß der Falter am Grunde der Nadeln, oberhalb der häutigen Scheide derselben, mit dem Eierlegen beginnt und oft schon vorher einige Schuppen ablegt, diese aber am Hinterleibe mit dem Nagel anhaften und mit dem schwarzen Rande nach hinten gerichtet sind, so werden sie in derselben Lage beim Nestbau verwendet, ohne umgedreht zu werden. Nun sind an dem fertigen Nest die braunen Spizen nach oben gerichtet, während die schwarzen Ränder nach innen liegen und verdeckt sind. Es werden also die Schuppen dachziegel förmig nicht übereinander gelegt, sondern untereinander geschoben! Ist reicht der Vorrath an Schuppen nicht aus, alle Eier zu bedecken, dann sind die letzten, nach den Nadelspitzen hin, unbedeckt. Die andern Eier aber überwintern unter ihrer Schutzdecke bis zum nächsten Frühjahr, wo des Lenzes Sonne sie zu neuem Leben erweckt.



n. Hinterleibschuppe des Weibchens (35fach vergrößert).



o. Flügel schuppen (35fach vergrößert).



p. Eierstock (nat. Größe).

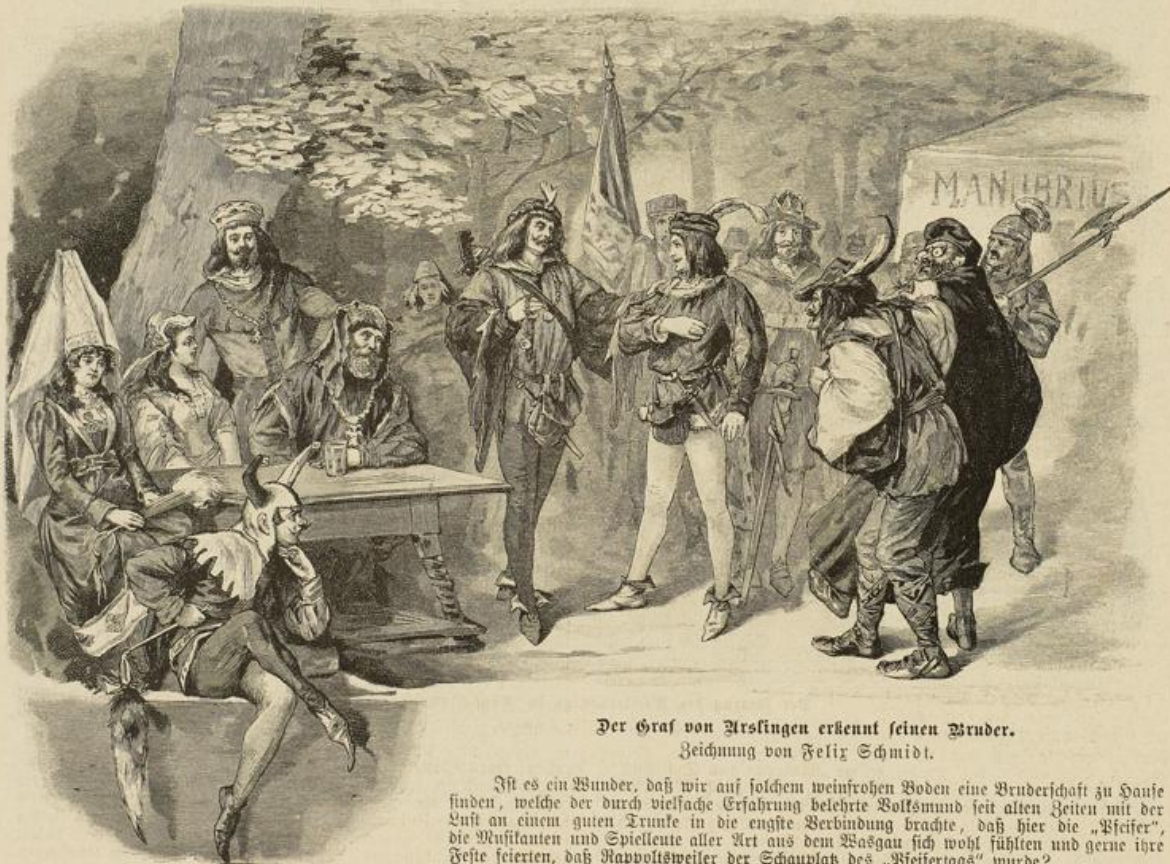


— „Die alte grane Pfeiferstadt
Am Säluchtrand der Vogelen,
Von der auf manchem Chronikblatt
Verschollener Zeit zu lesen.
Wie oft stand rückgewendet ich
Dort, wo zum Giersberg steiler
Der Felsweg steigt, und sah auf dich
Zu Thal, o Kappoltsweiler!“

So grüßt Wilhelm Jensen das ruhige Städtchen im Oberelsaß, das, am Ausgange des malerischen Strengbachtals gelegen, mit seinen Resten von Stadtmauern, seinen alterthümlichen Thürmen, Häusern, Erkern, Giebeln und Brunnen genugsam Zeugniß für eine rühmliche Vergangenheit ablegt. Und auch heute noch erfreut sich Kappoltsweiler eines nicht zu verachtenden Wohlstandes; denn alljährlich zieht die Heil-

quelle des nahen „Carolabades“ eine stattliche Anzahl Gesehung Suchender herbei, mancherlei industrielle Unternehmungen gedeihen in dem betrieb-samen Städtchen, insbesondere aber ist es der Weinbau, der die Bevölkerung von Kappoltsweiler ernährt; es giebt kaum ein Haus dort, zu dem nicht ein ordentliches Stück Rebland gehörte, und welchen Ruf das erzeugte Gewächs im Lande genießt, das sagt uns der Merkspruch:

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannan,
Zu Türkeim im Brand
Nächst der beste Wein im Land.
Man sagt, gegen den Reichenweierer Sporen
Hätten sie all' das Spiel verloren;
Doch als die Perle der Weine gült allgemein
Der „Zahnader“ unter dem Foh-Kappoltswein.“



Der Graf von Arslingen erkennt seinen Bruder.
Zeichnung von Felix Schmidt.

Ist es ein Wunder, daß wir auf solchem weinfrohen Boden eine Bruderschaft zu Hause finden, welche der durch vielfache Erfahrung belehrte Volksmund seit alten Zeiten mit der Lust an einem guten Trunkte in die engste Verbindung brachte, daß hier die „Pfeifer“, die Musikanten und Spielleute aller Art aus dem Basgau sich wohl fühlten und gerne ihre Feste feierten, daß Kappoltsweiler der Schauplay des „Pfeifertags“ wurde?

Nein, es ist kein Wunder, aber zur Steuer der Wahrheit muß es gesagt werden, der „Balmader“ ist auch nicht allein schuld daran. Es ging nämlich so zu:

Als die Kreuzzüge zu Ende waren und die Ueberlebenden allmählich an ihre heimischen Sitze zurückkehrten, da blieb aus der Masse der Kreuzfahrer schließlich eine Schar unruhiger Geister übrig, die nach den wildbewegten Kriegsfahrten den Uebergang zu einer friedlichen, seßhaften Lebensweise nicht mehr fanden oder finden wollten. Sie vermehrten unverhältnißmäßig die Masse der „fahrenden Leute“, und ihr Treiben artete bald so sehr aus, daß sie eine förmliche Landplage bildeten und schließlich von der Kirche in den Bann gethan wurden — bei den Anschauungen des Mittelalters die äußerste Strafe, die einen Bösewicht treffen konnte. Rechtlos waren sie schon an sich nach dem Schwaben- und dem Sachsenspiegel; wurden sie von jemand beleidigt und gab der Richter ihnen recht, so durften sie doch nur den Schatten, welchen der Körper ihres Widersachers an die Wand warf, nicht diesen selbst schlagen. Der Bann der Kirche aber schloß sie vollends aus jeder menschlichen Gemeinschaft aus und bedrohte ihre Seele noch nach dem Tode mit den fürchterlichsten Höllenqualen.

Indessen fehlte es doch auch unter dieser gefestigten Bande nicht an besseren Elementen, die den Sinn für das Schöne und Gute nicht verloren hatten und die noch einem Schimmer von den Ueberlieferungen aus alter Zeit festhielten, da die fahrenden Sängler unter die besten Träger der edlen Minnepoesie gezählt hatten. Solche ehrenwerthe Vertreter des Standes litten natürlich schwer unter der allgemeinen Verachtung und sie suchten Abhilfe zu schaffen. Das gelang ihnen, als sie sich, einem Zuge ihrer Zeit folgend und unterstützt von dem müßwilligen Kaiser Karl IV., zu einer Bruderschaft, einer Art Zunft zusammenschloßen. Solche Bruderschaften, wie sie z. B. auch die Schäfer, die Biegelträger, die Keilschmiede bildeten, erhielten dann Königsschutz und eigene Gerichtsbarkeit, indem sie irgend einem Großen des Reichs zu Lehen gegeben wurden, der ihr oberster Schutz- und Gerichtsherr wurde. Auch die fahrenden Musiker des Elbtales schloßen einen Bund dieser Art und stellten sich unter die Fitt eines reichen und kunstsinigen Herrn aus ihrem Gau; so erhielten etwa um das Jahr 1390 die Rappoltssteiner das „Königreich der Spielleute“, das ihnen vom Reichshaupt befähigt und verbrieft wurde, und Rappoltsweiler, die Stadt der Rappoltssteiner, wurde der Sitz des Festeirtages.

Die Hauptaufgabe der Feserbruderschaft war nach dem Gesagten die, das tief gekuntene Ansehen der fahrenden Spielleute wieder zu heben; die Herren von Rappoltsstein sorgten auch redlich dafür, indem sie durch strenge Satzungen und strenges Gericht Unwürdige zu verdrängen oder fernzuhalten sich anzuzeigen sein ließen — was dann seinerseits wieder die Folge hatte, daß die Kirche ihren Bann aufhob: die Feser wurden an Ostern zum Abendmahl zugelassen, nur sollten sie sich vierzehn Tage vor und vierzehn Tage nach dem Genuß des Sakraments ihres „vossenhaften Thuns“ enthalten. Es war der Dank der Bruderschaft, daß sie die heilige „Madonna von Dusenbach“ zu ihrer Schutzpatronin erkor, eine Huldigung, die zugleich der Kirche und den weltlichen Schirmherren galt, denn die nur eine kleine Wegstrecke von Rappoltsweiler entfernte Kapelle mit dem wunderthätigen Marienbilde im Dusenbachthale war eine Stiftung der Rappoltssteiner.

Die Rolle des Gerichtsherrn über die Feser übten die Rappoltssteiner natürlich nicht in Person aus; sie übertrugen dieselbe an einen „Feserkönig“, zumeist einen ihrer Postrompeter, der nun alljährlich am

Festeirtag Maria Geburt zu Rappoltsweiler seinen Festeirtag abhielt. Das war der Gerichts- und Festtag der „varenden Lüt“. Alle mußten sie kommen, die zur Bruderschaft gehören wollten. Wer „durch Leids oder Herren Noth“ verhindert war, der war gleichwohl gehalten, die „Liten“ (Zehrung) zu bezahlen, „als wann er mit esse“. Und so kamen sie denn in hellen Haufen heran in den Tagen vor dem 8. September; an diesem selbst aber versammelten sich die Brüder, festlich geschmückt, vor der Feserherberge, dem Gasthose zur „Sonne“, einem Hause, das noch heute besteht und durch seinen schönen Erker die Aufmerksamkeit des Beschauers wachruft. Auf der Brust trugen sie das silberne „Bereinszeichen“ mit dem Bilde der Madonna von Dusenbach, unter dem Arm ihr bestes „Spiel“ (Instrument). Dann ordnet sich der Zug: voran die Stadtrömmelschläger, dann der „König“ mit dem Fesergerichte, aus Schultzeiß, vier Meißern, dem Ränrich, den Hölzern und dem Weibel bestehend, endlich das übrige Volk. So geht's hinaus unter lieblichem Lärm — jeder Spielmann spielt irgend eines seiner Lieblingsstücke — nach der Kapelle der Schutzpatronin, dann nach dem Schlosse des weltlichen Schirmherrn und zurück nach der Verberge in der Stadt, wo der „Balmader“ aus dem herrschaftlichen Keller in Strömen gependet fließt — aber die Brüder müssen fest auf den Beinen und im Kopfe bleiben, denn nunmehr naht es, das Gericht, das schwere Strafen, oft bis zu hundert Gulden an Werth, verhängen kann und auf dem kein Frevler gegen die erlassene Ordnung, noch gegen die Ehre der Bruderschaft ungeahndet bleibt. Endlich aber löst sich der Ernst, und in dem „Herrengarten“ ergeht sich das lustige Volk bis in die frühen Morgenstunden bei Weitzelgang, Tanz und allerlei toller Kurzweil.

Das war der Festeirtag von ehedem. Er wurde gefeiert, auch als im 17. Jahrhundert die Grafenschaft Rappoltsweiler die französische Oberherrlichkeit hatte anerkennen müssen und der stolze Name eines „roi des violons“, eines „Königs der Spielleute“, unter die Titel des Königs von Frankreich aufgenommen worden war. Er wurde auch noch gefeiert, als die große Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Häupten und manchem anderen Stück Mittelalter auch die Feserbruderschaft verschlungen hatte — jetzt freilich ohne feierliches Gericht, nur noch als ein liebgewordenes Volksfest, als lustige „Kilbe“, zu der vergnügungsfähiges Volk von weither herbeiströmte, ohne sich der geschichtlichen Bedeutung des Tages irgend bewußt zu sein. Der „Feserdaa“ ist heute noch eine volkstümliche Zeitbestimmung: „s'isch licht sechs Wucha zitter'm (seit dem) Feserdaa g'n“ kann man den Rappoltsweiler erzählen hören, und auf dem Rathhause des ehrbaren Städtchens gilt der Brauch, daß nach dem „Feserdaa“ abends Licht gemacht wird.

Schon in den vierziger Jahren wurde einmal der Versuch gemacht, den Festeirtag durch Anregung geschichtlicher Erinnerung etwas in die Höhe zu bringen, ihn gleichsam zu veredeln; aber das Unternehmen mißfiel auf der Präsektur zu Kolmar, und so unterblieb die Sache. Erst im deutschen Elsaß sollte die Wiederbelebung der alten Sitte gelingen, und die regen Thätigkeit der Rappoltsweiler Musikvereine und der Feuerwehr und dank der dramatischen Begabung des Rappoltsweiler Bürgers Dr. Ernst Jahn, der es verstand, ein Stück aus der Geschichte dieses Festeirtages in die Form eines volkstümlichen Bühnenstücks zu kleiden und auf diese Weise, unterstützt von dem glücklichen musikalischen Talent eines anderen Landsmanns, S. M. Bloch, und von dem kunstsinlichen Woch aus Düsseldorf, allem Volke von Stadt und Land eindringlich vor Augen zu führen, wie es vor Zeiten gewesen. So feierte man in den



Der Anzug des Feserkönigs in Rappoltsweiler. Zeichnung von Felix Schmidt.

dank der regen Thätigkeit der Rappoltsweiler Musikvereine und der Feuerwehr und dank der dramatischen Begabung des Rappoltsweiler Bürgers Dr. Ernst Jahn, der es verstand, ein Stück aus der Geschichte dieses Festeirtages in die Form eines volkstümlichen Bühnenstücks zu kleiden und auf diese Weise, unterstützt von dem glücklichen musikalischen Talent eines anderen Landsmanns, S. M. Bloch, und von dem kunstsinlichen Woch aus Düsseldorf, allem Volke von Stadt und Land eindringlich vor Augen zu führen, wie es vor Zeiten gewesen. So feierte man in den

Septembertagen dieses Jahres die fünfhundertjährige Jubelfeier des Weisertages mit ganz besonderem Glanze, nicht bloß mit den üblichen Volksbelustigungen, mit feierlichem Umzug durch die Straßen, Musik, Tanz, Spiel und Feuerwerk, sondern auch mit wiederholten Aufführungen des historischen Festspiels „Die Weiserbrüder“.

Der Herrengarten, welcher inzwischen Eigenthum der Stadt geworden ist, bildete wie ehemals den Schauplatz für den Hauptact der Festlichkeiten. Dort befand sich die kunstlose Bühne, ein einfaches Zeltstück umspannte den Zuschauerraum. Das Stück selbst, dessen Rollen durchweg von Rappoltseiner Bürgern übernommen waren, spielt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Wilhelm von Rappoltstein wohnt dem Weisergerichte bei, das sein Weiserkönig Loder abhält, Bewerber um die Aufnahme in die Bruderschaft treten auf und legen in munteren Liedern Proben ihrer Kunst ab. Unter den Sängern befindet sich aber auch ein verkappter Graf von Urslingen, ein Verwandter der Rappoltsteiner, der als Lautenschläger verkleidet das Land durchzieht, um nach einem vor Jahren von Zigeunern geraubten Bruder zu forschen. Nun hat auf dem Festplatze ein Wunderdoktor, Manubrius, sein Zelt aufgeschlagen; Elias, sein Pflege Sohn und Gehilfe, weigert sich, länger als Lockvogel für die zu prellenden Vauern sich brauchen zu lassen, und als Mitglied der Weiserbruderschaft klagt er vor dem Weisergerichte wider seinen Pflegevater. Zur Rache beschuldigt ihn dieser der unehelichen Geburt — was ihn aus der Bruderschaft ausgeschlossen hätte — und des Diebstahls einer goldenen Denkmünze, die Elias am Halse trug. Aber eben diese Denkmünze, verbunden mit den Angaben eines beim Hühnerdiebstahl aufgegriffenen Zigeuners, bringen die Wahrheit an den Tag. Der Urslinger erkennt — es ist das die Scene, welche unser Bild Seite 748 darstellt — in der Münze ein Geschenk seiner Mutter, und der Zigeuner bestätigt, daß er vor fünfzehn Jahren dem Manubrius ein gestohlen Kind verkauft habe,

welches Elias glück. So findet der Bruder den Bruder wieder, der Bösewicht Manubrius ereilt seine Strafe und alles endigt in Frieden und Freude.

Ehe wir aber den Weisertag verlassen, müssen wir noch einmal zu den Schicksalen der Rappoltsteiner Herrschaft zurückkehren. Der letzte Sproß des mächtigen Geschlechtes war Johann Jakob von Rappoltstein, der im Jahre 1673 ohne männliche Nachkommen starb. Um sein Erbe erbub sich ein heißer Streit, aus dem durch Entschcid des französischen Ludwig XIV. schließlich Pfalzgraf Christian II. von Birkenfeld-Zweibrücken, der Gemahl einer Tochter von Johann Jakob, als Sieger hervorging. Abwechselnd residirten nun die Pfalzgrafen in Birkenfeld, Bischweiler und im Stadtschlosse der Rappoltsteiner. Dort wurde 1756 auch der berühmteste unter den Nachfolgern Christians geboren, der „Prinz Max“, der als Herr von Rappoltstein und Oberst eines französischen Regiments in Straßburg lebte. Da kam die Revolution und setzte auch den letzten Rest von Selbständigkeit der Herrschaft Rappoltstein hinweg. Prinz Max floh über den Rhein, und seine Besitzungen wurden als Nationalgut verkauft. Aber der Prinz war zu höherem vorbehalten.

Im Jahre 1799 starb der Kurfürst Karl Theodor von Bayern, und der Erbe seiner sämtlichen pfalzbaierischen Länder wurde Max, derselbe, den Napoleon I. im Jahre 1806 zum König von Bayern erhob. Und es ist, als ob die kunstsinigge Ader der alten Rappoltsteiner fortgelebt hätte in dem Geschlecht; Ludwig I. wurde der Gründer der Kunststadt München, Ludwig II. der eifrige Gönner und Förderer des Theaters und der Musik. Wer weiß nicht, wie nahe Richard Wagner diesem Fürsten stand! Wäre der große Meister und Schöpfer des „Kaisersal“ und des „Kings des Nibelungen“ vierhundert Jahre früher zur Welt gekommen, man hätte ihn am Ende als ernannten Weiserkönig sitzen können und inmitten seiner Getreuen Gericht halten am Weisertag.



Auf schwankem Boden.

Von W. Heimburg.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Noch lange wandere ich im Zimmer umher und sage mir immer nur das eine: Martha ist verloren! Ich male mir aus, wie sie den Geliebten heirathen wird, wie sie von einem Ort zum andern mit ihm zieht in Hunger und Glend, wie die Leidenschaft für die Kunst mit Eintritt der Noth und Sorge entflieht und ihre künstlich aufgeseheltete Begeisterung so bald, ach so bald, in Asche sinkt; wie sie vor Sehnsucht nach dem friedvollen Leben ihrer Kindheit krank an Leib und Seele. Ganz furchtbare Bilder sind's, die mich verfolgen. — Und dann sehe ich sie wiederum, wie sie lacht trotz der Traurigkeit dieses Lebens; sie hat abgestreift, was Gutes und Reines an ihr war, sie nimmt das Leben, wie's nun einmal ist, mit allem Schmutz und aller Verkommenheit, sie ist geworden wie ihre Mutter. — Unerträglicher Gedanke!

Giebt es denn keinen Ausweg? Könnte sie nicht wirklich eine Künstlerin werden, eine große, gottbegnadete? Sind nicht einige unserer ersten Künstler aus der Unscheinbarkeit, aus der Schule der Wandertruppe hervorgegangen?

Ich nehme mir vor, sie morgen spielen zu sehen; ich will ihr, wenn sie auch nur einen Funken von Talent hat, den Weg eben helfen. Ich erinnere mich plötzlich mit großer Freude der Bekanntheit des ersten Intendanten am königlichen Theater zu D. und beschließe, ihm die Kleine vorzustellen; ich will alles für sie thun, will freundlich zu ihr sein. Habe ich denn ein Recht, ihr süßestes Geheimniß kennen zu wollen? Ist es etwas Unerhörtes, daß solch ein schönes feuriges Mädchen liebt? Darf ich diesem armen Kinde einen Weg erschweren, der ohnehin wahrlich voll Rosseln und Dornen liegt?

Ich schelte mich tüchtig aus und frage mich: „Anna, war das vorhin Deine von Dir so sehr betonte Duldsamkeit, als Du das arme Ding im Zorn verlassen hast? Und das Bild tritt so deutlich jetzt vor meine Augen — das kleine Dachstübchen, das schöne Gesicht, von dem prächtigen Goldhaar umfluthet, auf dem Rande des schmalen Bettes; ich sehe die irren angstvollen Blicke, die Thränen auf den erglühten Wangen; ich sehe den verwelkten Lorbeerkranz an der getränkten Wand der Mansarde und die breite rothe Schleife darunter. Wie ein Kapitel aus einem Roman ist dieses Bild. Und schon halb im Schlummer flüstere ich Worte wie: „Du armes Kind, warte nur, ich helfe Dir; ich spreche auch beim Oberpfarrer für Dich, er soll Dir vergeben in seinem Herzen; des Vaters Segen baut auch Dir vielleicht ein Glück.“

Dann werde ich wach. Des Direktors Worte klingen mir in die Ohren: „Keinen Funken von Talent hat sie!“ — Bah! Dieser Ehrenmann spricht ihr das Talent nur ab, weil sie von seiner Truppe scheiden will. — Ach Himmel! Das unglückliche Engagement am fürstlichen Hoftheater!

Jetzt bin ich ganz wach. Ich werde mit dem Bräutigam sprechen. „Dahin darf sie nicht!“ sage ich halblaut und bestimmt, und dann verliere ich mich wieder in Zukunftsplänen für das Kind und endlich schlafe ich ein.

Am andern Morgen, ziemlich spät, erwache ich. Neben meinem Bette auf dem Tische duftet ein thaufreicher Maiblumenstrauß — sicher war Martha im Zimmer.

Als ich die Vorhänge aufziehe, sehe ich trüben, regnerischen Himmel, die Berge jenseits in Nebel gehüllt. Ich schreibe, noch

bevor ich mich fertig anleide, einen Brief an den Oberpfarrer, schicke ihn eilig fort, und wie ich zum Kirchgang gerüstet bin, kommt die Antwort, nachmittags wolle er mich aufsuchen; Elisabeth habe heute einen ihrer ungünstigsten Tage und möchte über mein Erscheinen erschrecken.

Ich gehe mit Regenschirm und Regenmantel zur Kirche, und als der Oberpfarrer die Kanzel betritt, habe ich Mühe, in diesen vergrämten Bügen das alte Antlitz wiederzufinden; auch die Stimme klingt anders. Es ist keine echte Pfingstpredigt, die der Gemeinde dargebracht wird. Die Textesworte sind: „Ich will den Vater bitten, er soll euch einen Tröster geben, der bei euch bleibe ewiglich.“ — Er schildert, wie finster und trübe es auf Erden aussieht, schildert die Zustände der Völker, die Verhältnisse der Menschen; ein trostloses Bild rollt sich auf, ein Verfunkensein in Glend und Schmutz, mit pastenden Farben ausgemalt. Die Treulosigkeit, die Lieblosigkeit, die Undankbarkeit der Menschheit betont er. In dem überfüllten Gotteshause regt sich kaum ein Athem.

„Der heilige Geist aber, der Tröster unserer Zeit,“ heißt es weiter, „müsse, bevor er trösten könne, strafen die Welt um ihre Sünden, ihr die Wahrheit sagen. Aber Wahrheit höre sie nicht gern, sie lasse sich belügen, sie trinke sich toll am Zaumelbecher der Verführung.“

Die Leute sind gar nicht gewohnt, den sonst so milden Prediger von Strafen reden zu hören; man sieht es ihren Gesichtern an. Als er nun im zweiten Theil der Rede von dem Frieden spricht, der heute ausgegossen werde über alles Volk, da redet er matt; es ist, als ob ihm die Kräfte erlahmt wären.

Ich gehe traurig zurück nach meinem Gasthose. Es regnet noch; ich kann mich kaum durch all die Wagen durchwinden, die auf dem Plage vor dem Hause stehen. Die Gaststube ist vollgepfropft von Leuten, mein Zimmer oben noch nicht aufgeräumt; das Stubenmädchen entschuldigt sich mit den vielen Gästen, die alle des Theaters wegen gekommen sind.

„Das macht das schlechte Wetter, Madame, und dann, weil das Fräulein spielt!“

„Schicken Sie mir Fräulein von Korinska.“

„Die ist in der Probe; sobald sie kommt, will ich's bestellen.“

Kurz vor zwölf Uhr tritt Martha bei mir ein; ich kenne sie kaum wieder. In der hellen Morgenbeleuchtung sieht sie förmlich alt aus, die Augen sind matt, von dunklen Ringen umgeben.

Ich frage sie gütig, ob sie mit mir essen will, denn sie dauert mich. Sie setzt sich zu mir, ißt aber nicht und trinkt nur zwei Gläser Wein, worauf ein dunkles Roth ihre Wangen färbt. Ihre Toilette ist wie gestern unordentlich; ich habe aber heute nicht das Herz, sie zu tadeln.

Der Direktor hat mir zu mein Verlangen die kleine Profeniumsloge vorbehalten. Ich sage es Martha; sie wechselt die Farbe. „Ich glaube, ich kann heute nicht spielen wie sonst,“ ist ihre Antwort. — Ich spreche von meinem Plan, daß ich sie ausbilden lassen will; sie sieht mich dankbar an, erwidert aber nichts.

Vor den Fenstern erhebt sich jetzt ein riesiges Hallo! Ein Leiterwagen voll Studenten ist vorgefahren, sie scheinen bereits ein wenig angetrunken und verlangen einen „Saal“ für sich zum Essen. Wirth und Kellner stehen mitten zwischen den verregneten Burschen. Unter Lachen und Lärmen geht die Gesellschaft endlich ins Haus.

Der Kellner erscheint bald darauf, bittet mich um Entschuldigung und wendet sich dann lächelnd zu Martha: „Die Herren Studenten haben sich erlaubt, die sämtlichen Mitglieder der Theatertruppe zum Essen zu laden, Fräulein.“

Sie wird ganz blaß. „Ich danke, ich habe bereits gespeist,“ antwortet sie, und ihre Augen funkeln schier verächtlich.

„Aber sie haben mir gedroht, sie wollten mich aufhängen, wenn ich das Fräulein nicht zur Stelle brächte,“ sagt er, und vertraulich lächelnd fügt er hinzu: „Auch Herr Raimund läßt sagen, er hoffe, das Fräulein werde theilnehmen.“

Sie sieht ihn zornig an und zeigt nach der Thür. Als er hinaus ist, wendet sie sich von mir und geht zum Fenster.

„Wer ist Herr Raimund?“ frage ich.

„Der Liebhaber unserer Truppe,“ klingt es gedämpft.

„Hat er ein Recht, Dir dergleichen sagen zu lassen?“ forschte ich unbarmherzig.

„Nein!“ sagt sie kurz, und dabei hält sie ihre Stirne gegen die feuchtsalte Scheibe gepreßt.

Wie sie sich endlich umwendet, klagt sie über Schwäche, sie wolle sich noch ein wenig ausruhen, habe auch an dem Kostüm noch etwas zu nähen; die alte Fuchs verstehe das nicht und sei auch schwerlich nach dem Essen noch instande dazu. Sie geht, indem sie mir die Hand küßt, und ich sage:

„Kind, habe Muth!“

In demselben Augenblick, als sie auf den Flur tritt, schrillt eine Frauenstimme: „'s ist wohl unheilig, zu Pfingsten fidel zu sein? Immer apart, immer präde, wirst ja sehen, was dabei herauskommt! Raimund ist nicht schlecht ärgerlich auf Dich. Spanne die Saiten nicht zu straff bei dem — sie könnten reißen! Du bist nichts anderes als wir alle!“

„O Kathrin,“ denke ich, „diesmal stimmt Deine Philosophie nicht; hier reißen sich Engel und Dämonen um ein armes Menschenherz.“

Nachmittags schreibt mir der Oberpfarrer ab; es sei der Diakonius plötzlich erkrankt und folglich er so mit Dienstgeschäften überbürdet, daß er sein Versprechen nicht halten könne. Ob es mir abends passe?

Ich antworte „Nein, aber morgen zu jeder Stunde.“

Der Abend kommt endlich heran. Ich gehe, da der Weg weit ist, schon um dreiviertel auf sechs Uhr fort. In dem Park, unter den tröpfelnden Bäumen — der Regen hat aufgehört — ist es ungemein belebt, alles strebt dem Theaterchen zu. Neben mir rauscht der kleine Fluß; er hat heute lehmfarbnes Wasser und ist bis zum Uferand gestiegen; unheimlich rasch schießen die straffen Wellen dahin, man kann ordentlich schwindlig werden, wenn man hineinsieht. Ein paar Studenten mit weinseligen Gesichtern stürmen an mir vorüber; ich höre, wie der eine sagt: „Donnerwetter, sieh die Menschheit! Der Musentempel ist für heute entschieden zu klein — es giebt einen Höllenradau!“

Von meiner Loge aus, die ich hinter mir abschleße — ich habe das Recht dazu für eine ganz nette Summe vom Direktor erkaufte — sehe ich, daß allerdings das Haus bereits gefüllt ist bis auf das letzte Plätzchen, und der Gedanke befallt mich, ob der Rang — es giebt nur einen — und die Galerie nicht zusammenbrechen und den Unglücklichen im Parterre die Köpfe zerschmettern werden. Es ist ja so banfällig, das kleine Theater, vor Jahren schon sollte es abgerissen werden. Ueberall lachende Gesichter, neugierige Mienen, nur in der Mitte des Rauges gähnt die Leere der sogenannten herrschaftlichen Loge, deren Vorhänge von gänzlich verblühtem rothen Sammet durch die Fürstentronne zusammengehalten werden. Sonst alles voll, und immer mehr Leute wollen herein; man hört scheltende Stimmen. Im Orchester, mitten zwischen den Musikanten, die sich kaum zu rühren vermögen, sitzen die angeheiterten Studenten. Die meisten Blicke sind nach oben gewandt, wo die Honoratioren von Borndorf Platz gefunden haben; stattliche wohlbeleibte Frauen, deren Mienen schon jetzt Geringschätzung und Empörung bedeuten; junge hübsche Mädchen mit ängstlich neugierigem oder verquügten Ausdruck und im Hintergrunde die Herren, bewaffnet mit Operngläsern.

Endlich schlägt eine Glocke an, die Musikanten spielen auf Blasinstrumenten als Ouverture ein Motiv aus dem „fliegenden Holländer“, daß man meint, die Ohren müßten zerspringen, dann steigt der Vorhang empor und Fausts Studierzimmer zeigt sich dem Blick. Ob Faust — ich erkenne den jungen Schauspieler, der mir gestern auf der Treppe begegnet ist und der auf dem Bettel als Herr Raimund steht — seine Sache gut macht, kann ich nicht sagen, ich habe nur einen Gedanken: Martha. Der Herr Direktor ist ein Mephisto, wie man ihn sich nicht besser denken kann. Die Worte rauschen an meinem Ohr vorüber wie der Fluß da draußen. Einmal während einer Pause meine ich sogar dieses Rauschen wirklich zu hören, und es ist auch so, ich besinne mich, daß sich gar nicht weit von hier die Wellen über ein Wehr stürzen.

Es ist allmählich drückend heiß hier innen geworden; ein paar Petroleumlampen am Kronleuchter sind zu hoch geschraubt, der Qualm benimmt fast den Athem.

Endlich eine Pause — oder schon die zweite? Die Kapelle spielt den Faustwalzer als Einleitung. Mir ist plötzlich, als packte mich etwas an der Kehle; ich vermag nicht hinzusehen auf die Bühne. Dann klingen wohlbekannte Worte an mein Ohr:

„Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen —“

Ich sehe nun doch hin; da steht sie und schaut mit seitwärts

gebogenem Köpfchen fauß an. Nie in meinem Leben habe ich ein holdseligeres Gretchen gesehen; so ist selten der Charakter der Unschuld in Haltung und Aussehen verkörpert worden. Aber ihre Antwort klingt nicht schnippisch und abweisend, sie spricht die Worte völlig kluglos, sie geht auch nicht mit raschen elastischen Schritten, wie das beleidigte Mädchen geht. Langsam, als könne sie den Fuß nicht heben, schwankt sie über die Bühne, die Schleppe ihres himmelblauen Kleides mit den rothbraunen Sammetstreifen am Rande schleift langsam hinterdrein. Ich sehe die schlante Gestalt mit den löstlichen blonden Flechten wie im Traum, es dünkt mich eine Ewigkeit, bis sie verschwunden ist. Ueberall flüster's und aus dem Kreise der Studenten wird sogar ein vereinzelt „Ausgezeichnet!“ laut.

Ich kann kaum noch athmen. Um Gotteswillen, was soll das werden! Ist es die Scham, die sie so lähmt, ist sie krank? — Es kommt die Scene, wie sie vor dem Spiegelein stehend ihre Köpfe schiebt; wieder klingt es wie von einer sprechenden Puppe, wieder diese automatenhafte Bewegung. Jetzt aber scheint sie überwunden zu haben; geradezu bezaubernd ist sie, als sie den Schmutz findet und sich vor dem Spiegel pußt. Auf einmal steigt ein Blick in meine Loge — mitten im Satz bricht sie ab — es ist, als wollte sie sich festhalten, so greifen ihre Hände zurück.

„Das ist wohl alles . . .“ wiederholt sie.
„Schön und gut!“ schreit der Souffleur, daß es das ganze Theater hört, und sie spricht weiter.

Ich habe ihr zugelächelt.
„Bravo!“ schreit ein naseweiser Student; die andern beginnen zu klatschen, auf der Galerie lacht laut eine gewöhnliche grobe Stimme.

„Ruhe!“ schallt es aus dem Parkett zurück.
Die Scene mit Mephisto, Martha und Gretchen schleppt sich vorüber. Nur einmal lösen sich die Miene der letzteren und in packender Wahrheit ringt es sich von ihren Lippen:

„Ach, daß die Menschen so unglücklich sind!“
Dann kommt sie an Faustens Arm. Sie ist in ihrer Persönlichkeit ganz das zagende Kind, das zum ersten Male liebt, aber ihr Spiel ist halbscheu, leblos. Mir scheint jetzt, daß Faust unzufrieden mit seiner Partnerin ist; ein paar Mal flüstert er ihr rasch etwas zu, und ein finsterner Zug verdrängt für einen Augenblick den vorgezeichneten Ausdruck des Entzückens auf seinem Gesicht. Vergebens, sie spricht weiter mit matter Stimme:

„Ich kühl' es wohl, daß mich der Herr nur schont.“
Kaum die Fingerspitzen liegen auf dem Arm des Mannes. — Das Wechselspiel der beiden Paare zieht vorüber, Gretchen steht wieder im Vordergrund. Faust sagt:

„Und Du verzehst die Freiheit, die ich nahm?
Was sich die Frechheit unterfangen,
Als Du jängst aus dem Dom gegangen?“

Und sie antwortet:

„Ich war bestürzt, mir war das nie gescheh!
Es konnte niemand von mir Liebes sagen.“

„Weiter nichts, als daß sie 'mal ein bißchen mit einem Schauspieler durchgebrannt ist!“ brüllt die grobe Stimme von der Galerie, und im selbigen Augenblick ist es, als sei der Teufel los. Ein wahnsinniges Zischen und Gejohle, ein Getrampel von Hunderten von Menschenfüßen. — Die Polizei stürzt herein und gebietet umsonst Ruhe. Es ist eine unbeschreibliche Verwirrung, die Borsdorfer rächen ihren Pfarrer, die Studenten den Korb, den sie erhalten haben.

Von der Bühne ist Gretchen verschwunden, ich habe nicht gesehen, wie? Nur Mephisto steht da und bemüht sich umsonst, zu sprechen; als das nicht gelingt, fällt der Vorhang. Der Klang hat sich geleert, das anständige Publikum verläßt das Parkett. Nur ich vermag mich nicht zu rühren; wie festgebannt sitze ich auf meinem Stuhl und höre den tobenden Lärm.

„Weiter spielen! Bravo! Da Capo!“ Zischen und Rufen. Endlich ermanne ich mich und trete auf den Gang hinaus. Die Thür nach dem Bühnenraum ist offen; ich gehe die kleine Treppe hinab und stehe hinter den Coullissen. Mephisto rast förmlich; das Mädchen liegt schwerathmend in den Armen einer alten Choristin, die hellen Schweißperlen auf der Stirn. Sie sieht an mir vorüber, sie ist taub für die Beleidigungen des Direktors, sie starrt nur immer Faust an, der vor ihr steht in dem abgeschabten lila Sammetanzug, unter der Schminke erblaßt, bebend vor Born und Leidenschaft.

„Sie spielen weiter, auf der Stelle spielen Sie weiter!“ schreilt die Stimme des Direktors dazwischen.

Sie streckt die Hände aus nach dem Manne, der sie noch gestern geberzt und gelüßt. Da fliegt etwas Bligendes in ihren Schoß und Faust hat sich gewandt; der kleine funkelnde Gegenstand rollt aus den Falten ihres Kleides zur Erde und weiter ein Stück über die Bühne, dort am Souffleurkasten bleibt liegen; ein schlichter goldener Ring ist es. Kaum eine Sekunde hat es gewährt, kaum jemand es gesehen, nur die immer starren werdenden Augen des Mädchens sind ihm gefolgt.

Der Direktor, der wohl einsehen mag, daß sie unfähig ist zum Spiel, glaubt den geeigneten Zeitpunkt gefunden zu haben ihr unverhohlen seine Verachtung ins Gesicht zu schleudern.

„Sie thun gut, mein Fräulein, die Bühne zu verlassen — für immer, meine ich; Sie haben ohnehin kaum die Aussicht, bis zur Mittelmäßigkeit zu steigen. Sie können gehen, heute noch, wenn's beliebt, die rückständige Gage —“

„Herr Direktor, bitte,“ unterbreche ich ihn empört, „sehen Sie nicht, daß sie krank ist?“

„Madame,“ schnaubt er mich an. „Sie haben hier nichts zu suchen!“

Ein Polizeidiener bedeutet mich, ich müsse mich entfernen, es sei Unbefugten nicht gestattet, die Bühne zu betreten. Ich befinde mich im Umsehen wieder im Gange des Theaters.

Die Menge da drinnen tobt noch immer. Ich kann nichts weiter thun, als meinen Mantel aus der Loge nehmen und fortgehen. Als ich in die Nacht hinaustrete, ist es zunächst unmöglich, etwas zu sehen, dann finde ich endlich den Weg. Auf dieser Seite des Gebäudes ist es völlig einsam, ich habe nicht den Ausgang nach der Front gewählt. Der Fluß rauscht an dem Wehr, ich wende mich also nach rechts, das Gebäude zu umgehen; die kleine Luke des Bühnenraumes leuchtet in die Nacht hinaus.

Dann dünkt es mich, als ob hinter mir eine Thür klinge, und ich drehe mich um. Verschwindet da nicht eben etwas Lichtes in der Dunkelheit? Ich bleibe stehen, aber meine Augen können die Finsterniß nicht durchdringen; mir ist's nur einen Augenblick, als ob durch das Rauschen des Wassers der Schrei einer Menschenstimme gezittert hätte.

„Anstirn!“ sage ich, „Du bist erregt.“ Gewaltsam zwingt ich mich zur Ruhe, zum Weitergehen. In den hohen Räumen über mir rauscht der Nachtwind, das Wasser zur Seite glückt und kollert so unheimlich — bin ich auf einen falschen Weg gerathen? Es ist ganz einsam hier, und mich packt ein Grauen und eine Ahnung, eine schreckliche Ahnung.

Hinter mir vernehme ich jetzt große rasche Schritte; ein Mensch mit einer Laterne kommt daher gerannt, seinen leuchtenden Athem höre ich trotz Wind und Wasser.

„Was ist geschehen?“ schreie ich mit Aufbietung aller Kräfte. Er ruft mir etwas zu; ich verstehe kein Wort.

Zitternd vor Aufregung komme ich im Gasthof an, ich habe wer weiß wie lange zu dem Wege gebraucht. Der Wirth steht inmitten einer Menge Menschen auf der Hausdielen; als er mich erblickt, kommt er auf mich zu.

„Gnädige Frau brauchen sich nicht zu beunruhigen,“ spricht er, „sie kommt gleich auf den Friedhof in das Leichenhaus.“

Ich gehe weiter — zu fragen brauche ich ja nicht, wer sie ist, die da auf den Friedhof kommt. — — — — —

Da Kathrin hat vor meiner Stubenthür auf mich gewartet, sie schluchzt jammervoll, die Alte. „Madame,“ weint sie, „vergeben Sie ihr doch, sie hat's so gemüßt!“

„Ach, Kathrin,“ sage ich, „hier hat ein anderer zu richten.“ Sie sieht mir in das thränenlose Gesicht und geht schluchzend wieder; sie mag mir wohl anmerken, daß ich nicht sprechen kann. In meinem Zimmer aber sehe ich den Oberpfarrer stehen. Wir drücken uns stumm die Hand, und er kann weinen.

„Ich habe sie sehr lieb gehabt,“ sagt er. „Wäre sie doch zu mir gekommen, hätte sie sich in Elisabeths Arme geworfen — anstatt in den Tod! Wir hätten ihr tausendmal vergeben.“

„Und Elisabeth?“ frage ich.

„Sie ahnt nichts, sie spricht nie von ihr; aber sie hat oft den Wunsch geäußert, Sie wiederzusehen, Frau Anna. Kommen Sie doch morgen früh, Sie finden eine stille freundliche Dulderin, die nichts mehr wünscht auf Erden.“



Auf der Studienreise.
Nach einem Gemälde von Mathias Schmid.

Die alte Schelle der Pfarrehausthür rasselt wie sonst; ein ätliches Dienstmädchen führt mich in die Stube der Frau Pfarrerin, und von ihrem Fensterplatz erhebt sich eine zierliche kleine Gestalt, und unter schneeweißem Haar leuchten die treuen blauen Augen meiner Elisabeth.

„Das ist lieb von Dir, Anna,“ sagt sie ganz ruhig, „lieb, daß Du kommst. Du bleibst doch ein Weilchen bei mir?“ Sie nimmt mir Hut und Mantel ab und bestellt eine Erfrischung. Wie einst sitze ich ihr auf der Estrade gegenüber und sehe auf die Straße und die alte Kirche. Wir sprechen von unserer Jugend, wir sprechen von ihren drei Lieblingen auf dem Kirchhofe; sie sagt, sie freue sich so darauf, zu sterben, Ruhe und Frieden zu finden, aber von Martha kein Wort! Auch nirgends ein Bild von ihr, kein Andenken!

Wir gehen in den Garten und wandern ein Weilchen stumm im Lindengang auf und ab. Ich meine immer, ich muß hinter den Büschen ein liches Kleid, blonde Haare schimmern sehen, oder ein Lachen aus Mädchenmund müsse in die träumerische Stille dieses alten Gartens klingen. — Nichts dergleichen! Fast spukhaft einsam liegt der Garten, nur das Summen unzähliger Bienen hören wir über uns in den blühenden Linden.

Dann fragt mich Elisabeth, ob ich ihr helfen wolle, einen Kranz zu winden. Und sie pflückt an der alten Mauer Ephenblätter und von einem Rosenstrauch, der über und über mit Blüthen bedeckt ist, weiße Rosen, die einen röthlichen Anhauch haben, so zart wie ein junges Mädchengesicht. Und als wir im Garten sitzen und ich ihr die Blätter zureiche, sagt sie plötzlich:

„Anna, Du mußt nicht denken, daß ich nichts weiß. — Ich weiß alles, nur will ich nicht mit meinem Mann davon sprechen. Er hat das Kind so lieb gehabt, und darum darf ich auch nicht weinen. Er überwindet's leichter so.“ Und sie nickt mir freudlich zu, obgleich es um ihre Mundwinkel zuckt. „Wißt Du ihr das bringen von mir?“ fragt sie, mir das fertige Gewinde haltend, „es ist ein Gruß aus dem Garten ihrer Jugendzeit.“

Ich will sprechen, aber sie leidet es nicht.

„Laß, Anna; sie ist dem wilden Leben entrückt; es wird ihr vergeben werden, daß sie den Heimweg suchte, ehe es ihr geboten ward. Ich habe ihr alles verziehen.“ Und mit einem Aufatmen setzt sie hinzu: „Es ist wie Ruhe über mich gekommen, seitdem ich weiß, sie schläft.“ Sie legt den Kranz auf den Rasen. „Er soll sich frisch halten, bis Du gehst, Anna.“

„Sie ist auch nicht ohne Abschied gegangen, Anna,“ beginnt Elisabeth wieder. „Vorgestern nacht, als ich vor Herzweh und Angst nicht schlafen konnte, weil ich an dem Tage erfahren hatte, daß sie mit der Truppe hier angekommen ist und hier spielen will, stand ich auf und trat ans Fenster der Schlafstube. Es war ungefähr um Mitternacht und der Mond schien hell durch die Wolken. Zuerst sah ich wie immer nur den alten Birnbaum auf dem Rasenplatz. Es war drückend warm in der Stube und ich öffnete das Fenster. Es war eine Nacht wie ein Traum so schön, aber schwül wie vor Gewitter und Regen, und überall schlugen die Nachtigallen. — Plötzlich erblickte ich am Stamm des Baumes eine Gestalt und allmählich unterschied ich den weißen Arm, der sich um den Baum geschlungen hatte, und das weiße Gesichtchen und die glänzenden Haare darüber. Und ich sah, wie die Augen unverwandt zu mir herüber schauten. Bewegungslos, wie aus Marmor gemeißelt, verharrte sie, und ebenso wie gebannt stand ich an meinem Fenster, und so sahen wir uns an — wie lange, weiß ich nicht. —“

Was ich alles gedacht habe in diesen Minuten, Anna! — Es war mir so wunderbar, als wäre das nicht mehr unser alter Garten, als hätte sich ein Abgrund aufgethan zwischen dem Hause und dem Baum. Ich wollte den Arm heben und konnte es nicht, wollte rufen: „Komm wieder! komm wieder!“ aber es schien mir unmöglich, wie hätte sie den Abgrund überwinden sollen? Und als ich so da stand und die Schweißtropfen fühlte, die mir auf der Stirn perlen, und doch nicht fähig war, mich zu rühren, und immer nur die stummen heißen Blicke sah, da löste sich die Gestalt von dem Baum und ging, noch immer den Kopf nach mir gewendet, mitten über den mondbeschienenen Rasen. Ich konnte sie jetzt so deutlich erkennen, wie sie mich erkannt haben mußte, Zug für Zug; und dann verschwand sie in der Richtung nach der Gartenmauer hinter dem Gesträuch. Ich hörte, wie sie — sie hat es als Kind so oft gethan — sich über die niedrige Mauer gleiten

ließ, hörte das Rollen kleiner Steinchen und leichte Tritte, die sich entfernten, und jetzt vermochte ich zu rufen: Martha! Martha!

Aber es kam keine Antwort! Nur mein Mann wachte erschreckt auf und suchte mich zu beruhigen und wollte mir nicht glauben. Er sagt, es sei eine Sinnestäuschung gewesen; sie meinen ja alle, ich sei krank, aber —“

Sie bricht ab, denn der Oberpfarrer kommt, und wir reden all drei von dem und jenem, und unsere Herzen sind doch nicht dabei.

Spät abends trage ich den Kranz noch hinaus, aber der Todengräber läßt mich nicht zu der Entschlafenen. „Ich werd's besorgen,“ sagt er freundlich, „sehen Sie sie nicht an, Madame, behalten Sie ihr Bild im Gedächtniß, wie es gestern war, — sie sah so lieb aus in dem blauen Kleidchen!“

Indem ich da noch stehe, kommt ein Herr daher — kaum erkenne ich in ihm den Faust von gestern abend. Er sieht so vergrämt aus, so, als ob er über Nacht zwanzig Jahre älter geworden wäre. Ich will mich zum Gehen wenden, da klingt seine Stimme in mein Ohr: „Ach, gnädige Frau, auf ein Wort!“

Natürlich folge ich ihm in die Allee, die den Friedhof ziert; es ist hier tief dämmerig, aber ich kann doch noch das schöne Profil des Mannes erkennen. Er hat den Hut abgenommen und sich das Haar aus der Stirn gestrichen. Offenbar sucht er nach einem passenden Einleitungswort.

„Madame,“ beginnt er endlich heiser, „Sie haben sie ja näher gekannt, und Ihnen darf ich wohl auch sagen, daß ich — hier stoßt er — „daß ich schuld bin an dem verzweifeltsten Entschluß. Aber,“ unterbricht er sich, „Sie wissen wohl gar nicht, daß Tosca meine Braut war? Natürlich nicht,“ beantwortet er hastig selbst die Frage. „Sie wollte es Ihnen ja nicht sagen, obgleich ich sie täglich darum bat. Sie liebte mich und schämte sich doch meiner Ihnen gegenüber. Und an diesem unseligen Ort habe ich sie gezwungen, zu spielen, aus Eitelkeit, aus Angst, sie zu verlieren. Ich dachte, sie könnte vielleicht noch im letzten Augenblick wieder in das Pfarrhaus flüchten — dann wäre sie verloren gewesen für mich; anders, wenn sie hier auf den Brettern gestanden hätte! Ich habe sie wählen heißen zwischen mir und dem Fernbleiben von der Bühne gestern abend, ich — ich habe, als ihre Kräfte sie verließen, die halb Ohnmächtige wieder auf die Scene geschleppt, und als sie dort unter der Hohheit des Publikums zusammenbrach — da warf ich ihr, meiner nicht mehr mächtig, den Ring, den sie mir geschenkt hatte, vor die Füße. — Ich weiß nicht, wie das alles kam, vielleicht dachte ich, es würde mein Zorn ihren Stolz weiden oder sie zum Spiel bewegen — ich kann nicht Rechenhaft geben davon, weshalb ich es that. Ich hätte ja längst wissen müssen, daß ihre Füße nicht stehen konnten auf so schwankem Boden; sie paßte nicht zu uns, nicht zu mir. Aber ich wollt's nicht glauben, ich hatte sie wahnsinnig lieb.“

Ich kann nichts erwidern darauf und gehe still weiter neben ihm. Er bleibt auf einmal stehen. „Und was ist da noch weiter zu sagen,“ kringt es rauh, „sie ist todt — ich kann sie nicht wieder lebendig machen und wenn ich mein eigenes Leben opfern wollte — ich habe sie aus dem Waterhaus geführt, ich habe sie in den Tod getrieben — ich —“

Sein sonst so schwermüthiges blaßes Gesicht hat einen Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes in diesem Augenblick, so daß ich erschrecke. Ich will ein paar Worte des Trostes sprechen und fasse nach seiner Hand, aber er schüttelt die meine ab und mit großen raschen Schritten geht er dem Ausgange des Kirchhofes zu, und ich sehe ihn hinter dem eisernen Gitterthor verschwinden.

Die Todtenfrau kommt mir langsam entgegen und nimmt mir den Kranz ab.

„Er muß wohl ihr Liebster gewesen sein,“ sagt sie, „denn bis jetzt ist er noch nicht viel von ihr gegangen, seitdem sie da liegt.“ S ist ordentlich schauerlich, wie er mit ihr spricht und sie immer wieder um Vergebung bittet, als wäre er schuld an ihrem Tode. Man sieht ja so manches Elend, Madame, aber so hat's mich noch nicht gepakt!“

Am andern Morgen ganz früh hat man sie zur Ruhe gebettet. Als ich eine Stunde später am Kirchhof meine Gyrtapoß halten lasse, hat die Frühlingssonne die Kränze auf ihrem Grab schon wellen gemacht. Ich stehe ein Weilchen vor dem Hügel und gehe dann über den grünen stillen Friedhof meinem Wagen zu; der Postillon knallt mit der Peitsche, die Pferde ziehen an, und als wir an der Friedhofsmauer vorüber sind, bläst er ein Lied, ein lustiges Lied.

Wie das paßt für den thaufunkelnden, sonnendurchleuchteten Frühlingsmorgen!

Im Walde schimmern die grünen Tannenspitzen wie Smaragd, und die jungen Buchenblätter sind förmlich durchsichtig unter den goldenen Strahlen. Langsam fährt der Wagen bergan. Noch einmal wende ich mich um und sehe das Städtchen drunten, die beiden schlanken Kirchtürme und die dunklen Giebel des Pfarrhauses. Ich weiß, jetzt sitzt am Fenster eine stille Frau, der aller Sonnenglanz genommen ward, und ich meine ihre Worte zu hören, die sie gestern gesprochen: „Es ist wie Ruhe über mich gekommen, seitdem ich weiß, sie schläft.“

Am Wegesrand vor mir sitzt unter einer noch fast kahlen

Eiche ein Wanderer; er blickt unverwandt hinab zur Stadt. Ich mache unwillkürlich eine grüßende Bewegung, denn ich habe Marthas Bräutigam erkannt. Aber er wendet den Kopf, er will mich nicht sehen; um seinen Mund zuckt es wieder, und die Hände, die sich jetzt mit dem Reisetäschchen zu schaffen machen, zittern.

Langsam fahre ich vorüber.

Immer mehr versinkt hinter mir die kleine Stadt, und die weite Welt thut sich auf vor meinen Augen. Der Morgenwind zieht mir entgegen auf der Höhe und trocknet die letzten Thränen, als wollte er mich trösten: „Weine nicht, denn sie ist geborgen, sie wandert nicht mehr auf schwankem Boden — sie schläft!“

Künstler und Landwirth.

Ein Erinnerungsblatt zum fünfundsanzigjährigen Sängerbühnenjubiläum Heinrich Vogls.

Am 5. Augusttage des Jahres 1865 war eine kleine musikalische Gesellschaft im schmudlosen Probezimmer des kgl. Hoftheaters in München zusammen: der Intendant Schmitt, die Kapellmeister Franz Lachner, Rheinberger und Meier, der Regisseur Sigl und der Hofopernsänger August Kindermann. Vor diesem gestrengen Kollegium stand ein junger Mann, der gewiß klopfenden Herzens die ganze Wichtigkeit jener Stunde für sein künftiges Leben empfunden hat — der 20jährige Schullehrergehilfe Heinrich Vogl. Er, der heute in der musikalischen Welt der große Wagner-Sänger genannt wird, sollte damals Probe singen.

In der Vorstadt Au geboren, ein richtiges „Münchener Kind“, hatte es der junge Vogl drei Jahre vorher mit mehr Fleiß als Behagen zum Schullehrergehilfen in Ebersberg gebracht. Die schöne kräftige Tenorstimme, die in ihm nach Bethätigung rang, ließ jedoch keine rechte Befriedigung in ihm aufkommen. Er sah sich ein Herz und bat seinen Kreislichsrath um Veretzung von der einsamen Pflanzschule nach einer größeren Stadt. Der Kreislichsrath aber — es thut nichts, wenn der Name des gestrengen Herrn nicht auf die Nachwelt kommt — wies dem jungen Lehrer in der schroffsten Weise die Thür. Da raffte sich Vogl zu einem heldenhafte Entschluß auf: er brach alle Brücken hinter sich ab und meldete sich zum Theater — als Chorist. Und nun sang er Probe. Nachdem er die A-dur-Arie aus Mösels „Joseph“ und die in Es-dur des Tannino aus der „Zauberflöte“ von Mozart vorgetragen hatte, trat der alte Lachner, der schon früher erfreut geäußert hatte: „Nun, Stimme war' ja da!“ auf Vogl zu und sprach zu dem erwartungsvoll dastehenden: „Als Choristen können wir Sie nicht brauchen, aber — — —“

„als — Solisten“, und er bot dem glücklichen Schullehrer einen fünfjährigen Vertrag.

Nun ging es ans Studiren. Lachner übernahm die gesangliche, Schau- und Regiearbeit, die darstellerische Ausbildung des hoffnungsvollen Tenoristen.

Aber nicht nur Stimme, das kostbare und nie hoch genug anzuschlagende Material, war in reichem Maße da, auch Talent, schnelle Auffassung und jene außerordentliche Sicherheit im Treffen, jener durch und durch musikalische Sinn, der damals wie heute Heinrich Vogl vor so vielen seiner berühmtesten Fachgenossen auszeichnete.

Am 5. November 1865 betrat Heinrich Vogl zum ersten Male jene

Bühne, die ihm zur Heimath werden sollten, als Max in Webers unsterblichem „Freischütz“. Sophie Stehle, damals ein Liebling des Münchener Publikums, sang die Agathe, Fr. Deinet (spätere Frau Poffart) das Klönnchen,

der berühmte Bariton Kindermann den Caspar. Ein übervolles Haus erwartete mit Spannung den Keuling, den viele als lebenswürdigen Menschen, wenige als Schullehrer, der seinen Beruf verfehlt hatte, kannten. Als Vogl die erste Phrase „O diese Sonne!“ — mit seiner jugendfrischen prächtigen Stimme gelungen hatte, ging schon eine starke Bewegung durch

das Haus; der Debutant hatte gewonnenes Spiel, das Publikum fühlte, daß es einen werdenden Künstler vor sich hatte, und Vogl trug an diesem Eröffnungsabend vor ununterbrochen 25 Jahren einen so glänzenden Erfolg davon, wie er wohl nur selten einem Anfänger vergönnt gewesen sein mag.

Damals konnte man freilich den Werth und die Bedeutung seines Engagements noch nicht in ihrer ganzen Tragweite ahnen. Als Schüler Lachners stand Vogl zunächst noch auf streng klassischem Boden und hatte zu der „Wagnerfrage“, die ja gerade damals, nach der Berufung Wagners und Bülow's durch den jungen König Ludwig II., hell aufgelodert war, so gut wie keine Stellung genommen. Später sollte sich dies ändern, ja gerade in das Gegentheil verkehren. Vogl hatte Wagner aus „Tristan“ vorgelesen, und „der Meister“ bestand darauf, daß der junge Sänger bei einem bestimmten Lehrer Gesangsunterricht nähme. Vogl nahm auch ein paar Stunden, ward aber nicht befriedigt und blieb aus. Wagner hat ihm dies sehr übelgenommen, bis auch er erkennen mußte, daß er an dem jungen unscheinbaren Mann einen Interpreten seiner größten Bühnengestalten gefunden habe, wie ihm dazumal kein zweiter zu Gebote stand. Von dieser Zeit an verlor Vogl in den Augen Lachners und der Klaffler; erst später sollten diese mit Freude erleben, daß eine merkwürdige Vielseitigkeit und Sittigkeitswandtheit den Künstler befähigte, von der unendlichen Melodie unmittelbar in die strengen Formen der klassischen Musik überzugehen.

Die Wagnerianer nahmen Vogl als den Nyrigen in Anspruch vom „Tristan“ an, diesem „wagnerischen“ der Werke Wagners, das an seinen Darsteller so fabelhafte Anforderungen stellt, daß diese Absteigerung Vogls damals und noch lange als einzig und unerreichtbar dastand. Das Werk selbst war am 10. Juni 1865, also vor dem Eintritt Vogls, zum ersten Male in Scene gegangen und dann dreimal wiederholt worden. Inzwischen hatte Vogl im Oktober 1867 die Tinkler-Schullehrerstochter Theresia Thoma, die seit April desselben Jahres ebenfalls der Hofbühne als Sängerin angehörte, geheiratet. Die beiden kunstbegeisterten Deutschen hatten ganz für sich „Tristan und Isolde“ einstudiert, ohne vorläufig an eine öffentliche Verwendung zu denken. Da wünschte König Ludwig



Heinrich Vogl als Lohengrin.

Nach einer Photographie von Jos. Albert in München.

wieder einmal das Niesenwert zu hören. Bachmann, welcher zum Tristan, und Hof. Seehof, die als Holbe berufen war, erklärten die Partien beim besten Willen nicht bewältigen zu können, und so frug man bei Bogls an, die auch bereit waren. Nach weiteren Vorbereitungen unter Bülow ging „Tristan und Isolde“ dank der wunderbaren Vertörförderung der beiden Gestalten durch Vogl und seine ebenbürtige, ihm als Darstellerin sogar noch übertreffende Gattin am 20. Juni 1869 mit großem Erfolg über die Bretter. Der Ruhm Bogls und seiner Frau als „Wagnerfänger“ verbreitete sich dann im Laufe der Jahre immer mehr, und wenn sich auch beide in zahllosen anderen Rollen nicht minder auszeichneten, so war es doch jene blendendere Eigenschaft, welche ihren Ruf begründete. Zahllose Gastspiele und — Bayreuth waren die Folge.

Vom Jahre 1875 bis in die jüngste Zeit haben Gastspielreisen den Künstler und seine Gattin fast in alle bedeutenderen Städte Deutschlands, ferner nach Wien, in die Schweiz, nach Siga und Petersburg, nach London zc. geführt, und im vorigen Jahre zahlte Vogl auch dem Zug nach dem Dollar seinen Hohn und ging — nach Amerika. Es wäre ihm aber beinahe schlecht bekommen. An einem, wie sich erst später herausstellte, lebensgefährlichen Karbunkel leidend, betrat er das Schiff, das ihn übers große Wasser bringen sollte, und vom Schiff weg ging's nicht ins stolze Metropolitan Operahouse, sondern ins deutsche Hospital, wo er dem Tode nahe ins Auge schaute, bevor er die großen Wagnerrollen singen konnte, welche ihm erst später die gewohnten Erfolge einbrachten.

Die erworbenen Erfolge! — Wenn Heinrich Vogl heute auf seine 25jährige Thätigkeit als Sänger und Darsteller zurückblickt, darf er sich ehrlich gefuchen, daß er diese Erfolge stets nur der Anwendung rein künstlerischer Mittel verdankt. Von gewöhnlicher Mittelgröße und eher von unterer Gestalt, hat Vogl nichts von dem herkömmlichen blendenden Neukeren, das sich bei so manchen Tenorgrößen mit einem beinahe sprichwörtlich gewordenen Mangel an höherer Intelligenz verbindet. Die Wirkung der Boglschen Rollen ist ausschließlich der edlen Stimme und dem künstlerischen Gebrauch derselben zuzuschreiben. Was immer wieder und auch jetzt noch, wo die Jahre immerhin einigen Hohn gefordert haben, an seinen Leistungen entzückt, ist die wunderbar innige Verbindung, die Ton und Wort bei ihm miteinander eingehen. So voll und edel der Ton ist, so deutlich und durchdacht ist der Vortrag des Wortes.

Rechnet man hinzu noch die gebiegene allgemeine musikalische Bildung, die Vogl besitzt, so übertrifft es nicht mehr, daß derselbe als Konzertsänger nicht minder geschätzt ist wie auf der Bühne. Man weiß, daß der Konzertsaal für das Können jedes Sängers eine wahre Feuerprobe bedeutet; Vogl hat dieselbe nicht nur stets bestanden, sondern viele schätzen ihn sogar als Vieder- und Dratoriensänger noch höher wie als Opernsänger.

Neugierig, welche Rolle bei einem solchen Umfang künstlerischer Schaffens dem Sänger mit der Zeit wohl am liebsten geworden wäre, hat der Schreiber dieser Zeilen einmal danach gefragt. „Der Gott, das ist schwer zu sagen!“ antwortete Vogl, „ich singe gerne den Lamo, Adolar, Phabas, Achilles, den Evangelisten in der ‚Schöpfung‘, den Judas Maccabäus; ich singe leidenschaftlich gern schöne Vieder und den ganzen Wagner und habe den Ritter Dugo in ‚Aubine‘ und dergleichen Zeng. Was ich am liebsten singe? Ich weiß es nicht; alles, was ich kann.“

Und doch giebt es etwas, was der berühmte „Wagnerfänger“ mindestens ebenso hoch stellt wie seine Bühnenerfolge — seine Oekonomie. Opernsänger und Oekonomie sind sonst Begriffe, die sich selten zusammenfinden, ja wohl meist gegeneinig ausschließen. Der tgl. Kammer- und Hofopernsänger Heinrich Vogl ist, fast möchte ich sagen, vor allem Landwirth. Im Jahre 1878 erwarb er das etwa eine Stunde oberhalb Tuzing am Starnberger See, der Heimath seiner Gattin, gelegene Landgut Deizlhurt mit 176 Tagwerk (etwa 60 ha) und 8 Stück Vieh. Heute ist das Gut auf etwa 1000 bayerische Tagwerk (340 ha) abgerundet und beherbergt 110 Stück Hornvieh, 12 Pferde zc. 500 Tagwerk sind 5 Fuß tief drainirt, eine Spiritusbrennerei von 1450 Hektolitern Kontingent ist eingerichtet, 350 Tagwerk umfaßt das Ackerland, eine rationelle Milchwirthschaft und gute Fischzucht hat er eingeführt, Jagd, Wiesen und Wald, alles findet bei dem bayerischen Opernsänger die liebevollste Pflege; dem Vogl läßt dies alles nicht etwa durch andere bewirthschafteten, sondern lebt fast das ganze Jahr hier auf seinem selbstgeschaffenen Besitzthum und fährt nur zu den Proben und den Aufführungen nach der Stadt in sein Abtheilungsquartier in der Maximilianstraße. Er leitet alles selbst, fährt selbst auf die Viehmärkte, bewirbt sich um Preise auf landwirthschaftlichen Ausstellungen zc. Wenn man ihn an der Seite seiner Gattin und der blühenden Kinder durch sein ausgedehntes Besitzthum schreiten sieht, lernt man es fast verstehen, daß er auf diese bleibenden Spuren einer langjährigen gelegneten landwirthschaftlichen Thätigkeit noch stolzer ist als auf den schnell verwehenden Lorber eines gottbegnadeten Künstlertums, und man glaubt an das fälschliche Wort, das er nach Vollendung einer „wagnerischen“ Gastrolle gesagt haben soll: „Heut' hab' ich mir einen Ochsen erungen!“

Heinrich Vogl steht heute noch ungebrochen in der Vollkraft seiner Jahre und seiner Stimme, deren Metall und Ausbildung ihm noch Bürgschaft für eine Dauer von vielen Jahren geben. Er wird seiner Heimathsbühne als Tenor das sein, was der Zenge seines Probezeitens, August Kindermann, als Bariton gewesen ist, bis ins hohe Alter — ein unvergänglicher Sänger!

Alfred v. Reuß.

Blätter und Blüthen.

Auf der Studienreise. (Mit Abbildung S. 753.) Wenn doch die Künstler keine Fenster hätten! Oder wenigstens keine rüchwürdigen, zu denen die Mutter aber auch grad' in dem Augenblick 'reinschauen muß, wo der Herr Maler, der bildsäuberer nette Mensch, eine Pause im eifrigen Studium macht und dem blonden Knecht ein ganz unschuldiges kleines Büffel auf seine frischen rothen Backen drückt, weil es gar so schön still gewesen ist beim Abzeichnen. Und jetzt deswegen einen solchen Mordspießel! Die alte Huberin kennt sich nicht vor Horn, ein „graniges Knecht“ ist sie schon ohnedem immer, aber jetzt schimpft sie das arme Knecht ganz ausbändig herunter, und das um so ärger, weil sie, die Huberin, über sich selbst auch einen Horn hat. Nämlich, daß sie sich so hat einkommen lassen von dem Schmiedelappen, dem hinterhältigen, der ihr mit lauter Heiligengildern daher gekommen ist und sich so recht brav und gottesfürchtig angestellt hat. Und grad' dem hat sie trauen müssen, wo sie doch sonst keinem Menschen traut — Springaitig möcht' sie werden vor Horn darüber! „Dan, Knecht,“ leist' ihr scharfer Distant, „daß di gar net schamst, und di abusseln laßt von an solchen herglaatenen Spießbüben, von so an —“ er kann die folgende Steigerung seiner Chrenntitel mit eigenen Ohren anhören in der schäkenden Truhe, die als einzige Zusuchtsstätte sich seinen Augen darbot, als draußen die lüchernen Finger der Huberin an die Scheiben pochten und ihr schneller Lauf nach der Thür ein Entrinnen durch dieselbe unmöglich machte. Aber es ist ein verdammt unbehaglicher Aufenthalt in dem Holzkasten, ganz abgesehen von der wenig glänzenden Lage für das hervorragende Mitglied der jungen Münchener Schule. Niemand ist das berühmte Wort „Aufsi möcht'!“ aus so gepreßtem Herzen aufgestiegen, als in diesem Augenblick.

Das Knecht, noch Neuling in solchen Scenen, steht da, die häßlichen braunen Augen leinwärts gewandt, den Finger an die Lippen gedrückt, in rathloser Verlegenheit und Angst. Scheinbar demüthig dem strafenden Gepochter lauschend, hat sie doch keinen andern Gedanken als die Rettung des Jünglings in der Truhe. Leicht setzt sich die Mutter am Ende noch drauf, wenn sie verschrauben muß, und drückt ihm eine Hand ab oder gar das Genick! . . . „O heilige Katharina,“ betet Knecht in Gedanken zu dem hinter ihr hängenden, so schon gemalten Bild, „heilige Katharina, ihu' ein Wunder und hilf uns aus dieser Noth!“

Und siehe, die Heilige erbarmt sich und thut ein Zeichen. Im nächsten Augenblick marrt der leise gehobene Truhendeckel ganz vernehmlich, die Huberin fährt herum — und Knechts Bitte ist erfüllt: der Maler feiert seine Auserhebung bei lebendigem Leibe. Wie freilich, davon schweigt

er, heimgekehrt, den Kameraden gegenüber hartnäckig, so viel Nähmens er auch außerdem von dem blonden Knecht macht.

Woher ich nun das alles weiß? . . . Na, es giebt eben Bilder, die zu leben anfangen, wenn man sie betrachtet, weil der Künstler sie aus dem vollen Leben heraus gemalt hat. Das ist die Art des Meisters Mathias Schmid, der die Wahrheit sieht, ohne die Schönheit zu verachten, und deshalb uns so viel herzerfreuende Bilder geschenkt hat. Eins der anziehendsten darunter ist sicher das, welches wir heute unsern Lesern vorlegen.

Der letzte Berliner Pfahlbau. (Mit Abbildung S. 741.) Alle Gebäude umweht oft ein eigener Hauber, und wir ungen trennt man sich heute von Erinnerungen aus früheren Jahrhunderten; man sucht im Gegenheil alten Häusern aufzuheben und sie als Denkmäler einer vergangenen Zeit zu erhalten, sofern nicht aus zwingenden Gründen ihre Abtragung erforderlich ist.

Auf den ersten Anblick glaubt man wohl in dem „letzten Berliner Pfahlbau“, den unser Zeichner hier anschaulich wiedergiebt, ein Hamburger Bild vor sich zu sehen. Hamburg war einst gerade an Gebäuden solchen Stils reich, und es schien oft unbegreiflich, daß nicht der Sturm über Nacht einmal einem derartigen Jahrhundertalten Mauerwerk den Todesstoß verleierte. Aber die Architekten jener Epochen bauten fest und fern, und so hat auch bisher der „letzte Berliner Pfahlbau“ die Zeiten überstanden, bis nun — das Haus liegt an der Fischerbrücke und trägt die Nummer 28 — auch sein Ende durch Abbruch herangekommen ist.

Das mehrstöckige Gebäude den „letzten Pfahlbau“ zu nennen, ist man berechtigt, da es auf Pfählen steht, welche in das Wasser eingestampft sind. Eigentlich hat nur die Hinterfront etwas Anmuthiges, das Auge fesselt; die Vorderfront ziehen sich die ganze Breite der Stadtwerke entlang. Die Säulengeländer sind von Holz, und wilder Wein schlägt im Sommer seine grünen Arme um die Brüstungen. Aber auch allerlei Gethier hatte sich eingenistet, Tauben und Krähen ließen sich darauf nieder und in dunkler Nacht huschte auch wohl ein Käselein mit behende geleckten Foten hier und dort hin, aber nicht in mörderischer Absicht, sondern als Kamerad der Vögel und Hunde, welche die Beranden bevölkerten.

Eine Fahne, welche die Aufschrift trägt: „Es lebe die Schiffahrt!“, deutet auf den Wasserverkehr hin, und ebenso verleiht ein Laden mit dem Wappen der Elbsludt Hamburg dem Hause das Gepräge eines Fischerhauses. Wenn wireren Leser diese Zeilen vor Augen kommen, ist der alte Bau schon weggeräumt, aber er hat doch für die Erinnerung hier bildlich ein Unterkommen gefunden.

— h —

Inhalt: Sonnenwende. Roman von Marie Bernhadt (S. Fortsetzung). S. 741. — Der letzte Berliner Pfahlbau. Bild. S. 741. — Allerleien. Gedicht von Dr. R. Eberberger. S. 744. (Zu dem Bilde S. 745.) — Der Bierpreisprotestant. Von Dr. G. Hideron. S. 744. Mit Abbildungen S. 746 u. 747. — Allerleien. Bild. S. 745. — Der Preisfertigung von Rappoldweiler. S. 748. Mit Abbildungen S. 748, 749 u. 750. — Auf schwärztem Boden. Von W. Hamburg (Schlag). S. 750. — Auf der Studienreise. Bild. S. 753. — Künstler und Landwirth. Ein Erinnerungsblatt zum fünfundsiebenzigjährigen Sängerjubiläum Heinrich Bogls. Von Alfred v. Reuß. Mit Abbildung. S. 755. — Blätter und Blüthen: Auf der Studienreise. S. 756. (Zu dem Bilde S. 753.) — Der letzte Berliner Pfahlbau. S. 756. (Zu dem Bilde S. 741.)

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaction von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.